contraste
zeitungfürselbstorganisation

413 | 36. JAHRGANG | FEBRUAR 2019 | 4'50 EURO | www.contraste.org

NACHRICHTEN Protest mit Ausdauer: 25 Jahre Zapatistas und die 450. Montagsdemo gegen S21. 3

PROJEKTE Ein Mietshäusersyndikat für Österreich: Das erste Projekt heißt »Willy*Fred«. 5

BEWEGUNG In Mexiko hat das 8. Weltsozialforum zu Migration stattgefunden. Ein Bericht von vor Ort. 6

GENOSSENSCHAFTEN Soziale Netzwerke: Die Hostsharing eG bietet eine genossenschaftliche Alternative an. 7

BIOTONNE Hohe Ideale und radikale Kritik: das Hofkollektiv »Wieserhoisl« stellt sich vor.. 13

REDUCE, REUSE, RECYCLE

▲ Erschöpfte Jeans-Näherinnen in China. Foto: Kampagne für saubere Kleidung

FairKleiden

Jedes Jahr landen allein in Deutschland eine Million Tonnen gebrauchte Kleidungsstücke in Altkleidersammlungen. 62.000 LKW könnte man damit beladen. Das entspricht einer Fahrzeugschlange von Flensburg bis Innsbruck. 60 neue Kleidungsstücke im Schnitt kaufen sich die Menschen in Deutschland alle Jahre wieder.

ARIANE DETTLOFF, REDAKTION KÖLN

Gerade zum soeben erlebten Konsumfest Weihnachten dürften wieder jede Menge im Wortsinn »TODschicke« Teile unter abgehackten Bäumen in hiesigen Stuben gelandet sein. Nach durchschnittlich viermaligem Tragen vergrößern sie die Müllberge in den armen Ländern des Südens oder ruinieren die dortigen Märkte.

Der Ursprung der Klamotten liegt oft in Südasien, wo sie überwiegend von Frauen und Mädchen unter unsäglichen Bedingungen in sogenannten Sweatshops (Ausbeuterbetrieb) zusammengenäht werden. Gerade einmal 0,6 Prozent vom Preis eines T-Shirts, das hier für 29 Euro über den Ladentisch geht oder die erfreuten Online-Kund*in per Paketboten erreicht, erhält die Näherin: schlappe 18 Cent.

Die globalisierte Modeindustrie nomadisiert in ständig neue Billigstlohnländer. Nach China und Bangladesch sind es nun bevorzugt Äthiopien, Kambodscha und Myanmar. Aber auch in Lateinamerika und in Osteuropa wird zu Minimaltarifen produziert. Die Umweltschäden etwa durch Pestizide und Insektizide auf monokulturell angelegten Baumwollfeldern sind furchterregend, die Gesundheitsschäden von Pflückern und Pflückerinnen ebenfalls. Über 20.000 unterschiedliche Chemikalien werden bei der Herstellung unserer Textilien eingesetzt und vergiften die Beschäftigten. Wer da Gewerkschaften gründen will, läuft Gefahr, den Job zu verlieren. Alternativen sind oft nicht in Sicht.

2013 ging die Schreckensnachricht vom eingestürzten »Rana Plaza« in Bangladesh, einem Produktionsort der globalisierten Fast Fashion, um die Welt. Mehr als 1.100 Produzent*innen unserer Wegwerf-Mode starben unter den Trümmern des hastig und unsachgemäß errichteten Fabrikgebäudes, 2.400 wurden verletzt. Ihre Arbeitsbedingungen sind seitdem verstärkt zum Thema auch bei hiesigen Konsument*innen geworden. Unter anderem waren sie in der Ausstellung »Fast Fashion – die Schattenseiten der Mode« zu besichtigen, die das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe konzipiert hat. Mittlerweile wurde sie in vier weiteren Städten gezeigt. Derzeit kann man sie bis zum 24. Februar noch im Kölner Rautenstrauch Joest Museum sehen. Außer dem Elend der Arbeitenden in der Textilindustrie – sie ist eine der weltweit größten – sind auch die von ihr verursachten Schäden in Natur und Umwelt dargestellt. Besonders grausig anzusehen und anzuhören ist ein Video, das die Gewinnung von Angora-Wolle vorführt: Einem jämmerlich schreienden Kaninchen wird bei lebendigem Leib das Fell ausgerupft. Wer das angeschaut hat, wird wohl kaum noch Angora-Pullover tragen mögen. Es wird aber nicht nur Schauerliches vorgeführt, vielmehr gibt es auch einen großen Raum voller Alternativen: von fair produzierter Mode über Upcycling-Konzepte und Do-it-yourself-Ideen bis zu neuen Fasern (beispielsweise Seacell aus Algen) und Technologien.

Wir hoffen euch, liebe Leser*innen, mit diesem Schwerpunkt einige aufrüttelnde Einblicke und Alternativ-Ideen vermitteln zu können. Der »Wegweiser durch das Label-Labyrinth«, herausgegeben von der CIR (Christliche Initiative Romero), kann unter anderem helfen. Ein Best-Practice-Tipp lautet: Vorhandenes nutzen statt Neues zu kaufen. Und vielleicht beteiligt ihr euch auch an den Kampagnen und Aktionen für eine menschenwürdige Textilherstellung

Ihr findet sie zum Beispiel unter https://saubere-kleidung.de/

FRIDAYS FOR FUTURE

Schüler*innen demonstrieren für Klimaschutz

Immer mehr junge Menschen folgen dem Beispiel der 16-jährigen Schwedin Greta Thunberg, die jeden Freitag für mehr Klimaschutz demonstriert. Vor kurzem hielt sie eine beeindruckende Rede beim UN-Klimagipfel in Kattowitz. Um auf klimapolitische Missstände aufmerksam zu machen und für ihre Zukunft auf diesem Planeten zu kämpfen, organisiert die Bewegung »Fridays for Future« jeden Freitag Schüler*innenstreiks.

REGINE BEYSS, REDAKTION KASSEL

Die Kohlekommission der deutschen Bundesregierung traf sich am 25. Januar zum letzten Mal – an einem Freitag. Zu diesem Anlass kamen laut den Organisator*innen rund 10.000 Schüler*innen und Studierende aus dem ganzen Land nach Berlin, um vor dem Wirtschaftsministerium für einen schnellen Kohleausstieg zu demonstrieren. Sie zogen zum Kanzleramt und hielten dort – in Sichtweite des Bundestages – eine Kundgebung ab. Eigentlich mussten die Demonstrierenden zu dieser Zeit in der Schule sitzen. Doch genauso wie Greta Thunberg fragen sie sich: »Warum sollten wir lernen für eine Zukunft, die bald nicht mehr existiert, während niemand etwas dafür tut, diese Zukunft zu sichern?«

Für die Schüler*innen und Studierenden ist der Klimawandel längst eine reale Bedrohung: »Wir werden die Leidtragenden des Klimawandels sein. Gleichzeitig sind wir die letzte Generation, die einen katastrophalen Klimawandel noch verhindern kann.« Seit Jahren stiegen die Treibhausgas-Emissionen und noch immer würden Kohle, Öl und Gas abgebaut. Für sie Grund genug, freitags weder in die Schule noch in die Uni zu gehen: »Denn mit jedem Tag, der ungenutzt verstreicht, setzt ihr unsere Zukunft aufs Spiel!«

Wie das Online-Portal »klimareporter« berichtete, waren bereits am Freitag, 18. Januar, über 25.000 Schüler*innen in mehr als 50 deutschen Städten auf der Straße – und das, obwohl die Bewegung im Dezember erst zaghaft gestartet war. In Freiburg protestierten 3.500 Kinder und Jugendliche, in Hannover, Bonn und Augsburg kamen 2.000 Menschen, in Kiel, Würzburg und München waren es 1.000 junge Leute.

Auf der deutschsprachigen Webseite finden sich die Links zu Chats für alle Bundesländer und unzählige Städte, in denen sich die jungen Menschen organisieren. Außerdem zahlreiche Tipps für Streiks in der eigenen Stadt, zu Pressearbeit und dem rechtlichen Hintergrund. Für den 27. September 2019 plant die Bewegung »Fridays for Future« sogar einen weltweiten Streik. Es soll der bisher größte Klimaprotest werden.

Link: https://fridaysforfuture.de/

INHALTSVERZEICHNIS

NACHRICHTEN SEITE 3
25 JAHRE ZAPATISTAS
450. MONTAGSDEMO GEGEN S21

PROJEKTE SEITE 4
BEREKLAUW, BELGIEN

PROJEKTE SEITE 5
HABITAT E.V.
HAUSPROJEKT WILLY*FRED

BEWEGUNG SEITE 6
8. WELTSOZIALFORUM ZU MIGRATION

GENOSSENSCHAFT SEITE 7
HOSTSHARING EG
BWL FÜR GENOSSENSCHAFTEN

THEORIE SEITE 8
DEBATTE UM »NEUE KLASSENPOLITIK«

SCHWERPUNKT SEITE 9
DIE CCC-KAMPAGNE
MODEINDUSTRIE AUF DEM PRÜFSTAND

SEITE 10
PORTRÄT EINER NÄHERIN
SOLI-BRIEF AUS ITALIEN

SEITE 11
KLEIDEREI, KÖLN

SEITE 12
ZERO WASTE LIFESTYLE
KORREKT(ER)E KLAMOTTEN

BIOTONNE SEITE 13
HOFKOLLEKTIV WIESERHOISL

KUNST & KULTUR SEITE 14
WANDLUNGS(T)RÄUME
40. TODESTAG VON SID VICIOUS

REZENSIONEN SEITE 15
DIE HÄLFTE DER WELT GEHÖRT UNS
STADTWIRTE
G20 – DAS WAR DER GIPFEL
WIEDERSEHEN IN TUNIX
DIE 80ER JAHRE IN DER BRD

TERMINE SEITE 16
KLEINANZEIGEN, IMPRESSUM

Contraste ist offen für Beiträge von Euch. Redaktionsschluss ist immer fünf Wochen vor dem Erscheinungsmonat. Wir freuen uns über weitere Mitwirkende. Das Redaktionsselbstverständnis ist nachzulesen unter: www.contraste.org/redaktionsselbstverständnis.htm

CONTRASTE-PLANUNG FÜR 2019

▲ Die CONTRASTE-Ausgaben 2018. Foto: Uli Frank

Winterplenum in der Villa

ARIANE DETTLOFF UND HEINZ WEINHAUSEN, REDAKTION KÖLN

Wir waren acht: aus Göttingen Kai Böhne, aus Graz Brigitte Kratzwald, aus Hiddinghausen Uli Frank, aus Kassel Regine Beyß und Eva Schmitt, aus Klagenfurt Hans Wieser, aus Köln Ariane Dettloff und Heinz Weinhausen. Aufgenommen hat uns die Kommune Villa Locomuna in Kassel. Unser Rückblick fiel positiv aus: elf bunte Ausgaben mit vielfältigen Themen. Die Zahl unserer Fördermitglieder ist gleich geblieben, aber deren Fördersumme ist gestiegen. Die Zahl der Abos hat leicht zugenommen. Dank großzügiger Spenden konnten wir in der Bilanz positiv abschließen und schauen zuversichtlich ins neue Jahr. Der Wechsel in der Koordination von Ulrike Kumpe zu Regine Beyß hat hervorragend geklappt.

Für die Schwerpunktplanung nahmen wir uns viel Zeit und konnten das Jahr bereits füllen. Freut euch unter anderem auf Anarchismus hier und heute, Senior*innengenossenschaften, selbstorganisierte Unterstützung Geflüchteter, Klimagerechtigkeit und »Kapitalismus aufheben«. Unser Pferdefuß blieb die Neugestaltung der Website. Wir konnten immer noch nicht starten, weil unser avisierter Webdesigner aus beruflichen Gründen absagen musste. Nun planen wir einen neuen Anlauf. Dafür brauchen wir nun zusätzliche Kohle und hoffen auf eure Unterstützung.

Wir gehen auch wieder auf Reisen. Schon vorgesehene Stationen sind Mannheim (Anarchistische Buchmesse), Berlin (Linke Medienakademie) und Mainz (Minipressen-Messe). Unsere Plenumsstation im Sommer wird Thüringen sein. Wir tagen dort vom 5. bis 7. Juli. Wie stets laden wir hierzu herzlich ein. Überhaupt freuen wir uns immer über Mitmachende in unserem Zeitungsprojekt.

Außerhalb der Tagesordnung ergaben sich angeregte Gespräche darüber, ob nicht angesichts der drohenden Klimaaufheizung eine revolutionäre Situation heranreift, da der Kapitalismus per se auf Wachstum beruht, wir aber nur die eine Erde haben. Wird die blinde Ökonomie über das Leben siegen oder wird das Leben die Geld-Logik aufheben?

contraste abonnieren!

Standard-Abo (Print oder PDF) zu **45 Euro** jährlich

Kombi-Abo (Print+PDF) zu **60 Euro** jährlich

Kollektiv-Abo (fünf Exemplare) zu **100 Euro** jährlich

Fördermitgliedschaft mind. **70 Euro** jährlich, für juristische Personen (Betriebe, Vereine, usw.) mind. **160 Euro** jährlich

EIne **Fördermitgliedschaft** bedeutet, Contraste finanziell zu unterstützen. Daraus resultieren keine weiteren Verpflichtungen.

Der **Förderbetrag** kann steuerlich geltend gemacht werden.

Bestellen unter: **abos@contraste.org**

Schnupperabo

(läuft automatisch aus, keine Kündigung nötig):
3 Ausgaben **7,50 Euro** (bei Lieferung ins europäische Ausland **10 Euro**)

Neue Adresse oder Bankverbindung?

Leider erreichen uns immer wieder Reklamationen von Leuten, die Contraste trotz Nachsendeauftrag nicht mehr erhalten. Der Postzeitungsvertrieb ist nicht Bestandteil des Nachsendeauftrags. Wir erfahren auch nicht, dass die Zeitung nicht zustellbar ist. Die Zustellerin entsorgt diese Monat für Monat, bis sich unsere Leser*in mit einer neuen Anschrift meldet. Deshalb ist es wichtig, uns bei eurem Umzug sofort Eure neue Anschrift mitzuteilen! Teilnehmer*innen am Lastschriftverfahren bitten wir bei der Änderung der Bankverbindung gleichfalls um eine Nachricht, damit die bei einer geplatzten Lastschrift anfallenden Bankgebühren vermieden werden können. Die beteiligten Banken belasten unser Konto jeweils mit Gebühren in Höhe von mindestens 5,50 Euro.

Änderungen bitte an: abos@contraste.org

AKTION 2019

»Gutes Gelingen«

Liebe Leser*innen,

»Gutes Gelingen« wünschte uns ein Spender. Gute Wünsche und Lob tun uns gut. So schrieb uns zudem ein Leser: »Ich bin seit einigen Jahren treuer Leser eures Blattes und finde es immer wieder sehr bereichernd eine Zeitung zu lesen, die den Fokus auf bestehende Initiativen & Projekte legt, die bereits im Hier und Jetzt in Ansätzen Utopie zu Realität umwandeln! Vielen Dank für eure Arbeit! Ich hoffe, ihr erreicht auch dieses Jahr euer Spendenziel und wünsche mir, dass eure Abozahlen stetig steigen mögen!«

Der Wunsch könnte für 2019 in Erfüllung gehen, der Trend ist schon mal da. Es sind erbauliche 907,55 Euro an Unterstützung eingegangen. Vom monatlichen benötigten Durchschnitt her sind wir somit erneut im Soll, um die anvisierten 7.000 Euro zu erreichen. Das macht Mut. Vielen Dank allen dafür.

Jedes neue Abo freut uns und stabilisiert uns finanziell. Dieses Mal kamen gleich sieben und eine Fördermitgliedschaft dazu. Bemerkenswert: Gleich zwei Schnupperabos wurden in ein Normalabonnement gewandelt. Auch ein Geschenkabo, befristet für ein Jahr, war dabei.

Getrübt wurde die Freude durch vier Kündigungen. Aber der Trend steht, wie unser Leser es sich gewünscht hat. Bitte helft weiter. Empfehlt die CONTRASTE weiter, es gibt nur wenige solcher authentischer Zeitungen. Verschenkt Schnupperabos, immer mehr Menschen sollen von Neuem im Alten erfahren. Wenn das Alte gegen die Wand fährt, hilft schließlich nur das Einsteigen in eine andere Welt.

CONTRASTE würde gerne in die neu zu gestaltende Website einsteigen und dort die Informationen besser präsentieren. Endlich wollen wir dort unser PDF-Archiv einpflegen. Unser bisheriger Plan hat sich leider in Luft aufgelöst. Wir haben nun einen neuen Plan, der aber auch solidarisch günstig 1.000 Euro kosten wird. Wir bitten nun um Extra-Spenden mit dem Stichwort »Website«. Möge alles gut werden.

Gerne würdigen wir unsere Spender*innen durch Namensnennung, schreibt dazu bitte im Verwendungszweck »Name ja« oder sendet eine E-Mail an abos@contraste.org.

Aus der CONTRASTE-Redaktion grüßt
Heinz Weinhausen

Wir danken den Spender*innen

H.R.	5,00
B.N.	45,00
J.H.	400,00
betterplace.org	56,55
M.R.	100,00
B.K.	25,00
V.H.	15,00
P.V.	150,00
Peter Streiff, Stuttgart	20,00
S.N.	25,00
B.D.	9,00
L.C.	8,00
B.R.	29,00
Heinz Weinhausen, Köln	20,00

Das Zeitungsprojekt CONTRASTE benötigt noch **4.448,33 Euro**

Spendenticker »Aktion 2019«

36,4% finanziert **2.551,17** Euro Spenden **4.448,33** Euro fehlen noch

Spenden für CONTRASTE **CONTRASTE E.V.** **IBAN DE02508900000051512405** **BIC GENODEF1VBD**

MEXIKO

Glückwünsche zu 25 Jahren zaptistischem Aufstand

Zum 25. Jahrestag des zapatistischen Aufstands haben solidarische Aktivist*innen vom Kaffeekollektiv Aroma Zapatista, der Kaffeerösterei »La gota negra« und Freund*innen ein Wandbild an der Roten Flora gemalt. Die Fotos des Wandbildes wurden zusammen mit einer kurzen Grußbotschaft an die zapatistischen Strukturen und Kaffeekooperativen gesendet, die wir an dieser Stelle dokumentieren.

▲ Statt Karten: Eine Grußbotschaft an der Roten Flora in Hamburg für die Zapatistas in Mexiko.. Foto: Aroma Zapatista

»Compañeros und Compañeras Zapatistas: Aus unserer Ecke der Welt senden wir euch rebellische Glückwünsche zum 25. Jahrestag eures Aufstands!

Hier in Hamburg haben wir zur Feier von 25 Jahren zapatistischem Aufstand, Selbstverwaltung und rebellischer Würde in den kommenden Monaten verschiedene Veranstaltungen organisiert. Außerdem haben wir ein Wandbild an die Rote Flora gemalt, von dem wir euch Fotos senden. Die Rote Flora ist ein wichtiges autonomes Kultur- und Polit-Zentrum in unserer Stadt und seit 1989 besetzt. Seitdem ist es auch Angriffen der verschiedenen schlechten Regierungen unserer Stadt ausgesetzt und ein Ausgangspunkt unserer Kämpfe für Würde und Freiheit.

Auch wenn unsere Realitäten sehr unterschiedlich sind, sind unsere Kämpfe doch miteinander verbunden. Nicht zuletzt durch den Kaffee der zapatistischen Kooperativen, den wir importieren, rösten, verkaufen und trinken. Es lebe der zapatistische Aufstand! Der Kampf geht weiter!«

Gemeinsam zurückblicken

»¡Ya Basta!« / »Es reicht!« riefen die Zapatistas am 1. Januar 1994 und erklärten der mexikanischen Regierung den Krieg. Sie erhoben sich für Gerechtigkeit, Freiheit und Demokratie und kämpfen bis heute dafür – zunächst mit Waffen, später mit politischen Verhandlungen und dem Aufbau ihrer eigenen Autonomie.

In den letzten 25 Jahren schufen sie so ihre eigene basisdemokratische Selbstverwaltung sowie ein solidarisches Bildungs- und Gesundheitssystem. Hierdurch konnten die Zapatistas einerseits ihre Lebensbedingungen entscheidend verbessern. Andererseits schufen sie einen starken gesellschaftlichen Gegenentwurf gegen mehr als 500 Jahre der rassistischen Unterdrückung und kapitalistischen Ausbeutung. Gerade der Kampf der zapatistischen Frauen ist dabei von zentraler Bedeutung – nicht zuletzt zur Überwindung der eigenen patriarchalen Strukturen.

In ihrem Kampf für eine andere Welt suchen die Zapatistas weltweit nach Verbündeten. Auch wir haben ihre würdevolle Wut gehört. Wir haben uns von ihnen inspirieren lassen und unsere Kämpfe mit ihrem verbunden.

Gemeinsam mit euch möchten wir diese 25 Jahre des zapatistischen Widerstands feiern und auf diese bewegten Jahre zurückblicken: auf den Aufstand, ihre beeindruckende Autonomie, die vielen politischen Initiativen und Offensiven, die nationalen, internationalen oder gar intergalaktischen Vernetzungen. Lasst uns zusammenkommen, um uns zu informieren und auszutauschen, zu lernen und zu lachen, zu vernetzen und zu feiern! Denn der zapatistische Kampf ist auch ein Kampf der Freude. Auf dass auch 2019 ein rebellisches Jahr wird! »¡La lucha sigue!« / »Der Kampf geht weiter!«

Foto-Ausstellung vom 17. bis 23. März 2019: Zapatistas. Bilder des Kampfes für Würde und Freiheit. M1, Mokrystr. 1, Hamburg-Wilhelmsburg. Weitere Infos und Veranstaltungen: www.aroma-zapatista.de/zapatistas25

STUTTGART: WIDERSTANDSBEWEGUNG GEGEN GROSSPROJEKT S21

Das Desaster aussitzen? - zum 450. Mal Nein!

Die Widerstandsbewegung gegen das unnütze und aufgezwungene Großprojekt Stuttgart21 ist weiterhin lebendig: Am 28. Januar fand die 450. Montagsdemo statt, zum Jubiläum mit mehr als 1.000 TeilnehmerInnen. Die Mahnwache steht ununterbrochen rund um die Uhr seit achteinhalb Jahren vor dem Stuttgarter Hauptbahnhof. - Auszüge aus einer Demorede von Winfried Wolf[1], in der er die Niederlagen der Projektbetreiber im Jahr 2018 als »sieben Stationen des S21-Kreuzwegs« bezeichnete.

PETER STREIFF, REDAKTION STUTTGART

Liebe Freundinnen und Freunde, lassen wir doch heute das vergangene Jahr in Sachen Stuttgart21 Revue passieren. Als gelernter Katholik habe ich mich hier am klassischen Kreuzweg orientiert – an der »via dolorosa« – der schmerzensreichen Straße. 2018 war für die S21-Macher ja auch eine schmerzensreiche Wegstrecke, wie im Folgenden aufzuzeigen sein wird.

Januar 2018 – drastisch gestiegene Kosten: Bei der Volksabstimmung (im Jahr 2011) garantierte die grün geführte Landesregierung gemeinsam mit dem damaligen Bahn-Chef Grube: 4,5 Milliarden Euro seien der »Deckel«, alles andere sei »unwirtschaftlich«. Wie gesprochen so gebrochen: 2013 waren es bereits 6,8 Mrd. Euro. Anfang 2018 kam der neue Schlag: Die Deutsche Bahn AG geht inzwischen von 8,2 Mrd. Euro Gesamtkosten (und einer neuerlichen Verschiebung einer möglichen Inbetriebnahme auf 2025) aus.

April 2018 – S21 ist unwirtschaftlich: Der damals noch relativ neue Bahnchef Richard Lutz war im Verkehrsausschuss des Bundestags geladen. Hier räumte er ein: Stuttgart21 sei »absolut unwirtschaftlich«. Und: »Mit dem heutigen Wissen würden wir S21 nicht wieder bauen.«

Mai 2018 – Überflutungsrisiko: Im Mai veröffentlichte das Aktionsbündnis gegen Stuttgart21 eine neue Studie zum Thema Überflutungsrisiko. Co-Autor Christoph Engelhardt dazu: »An der engsten Stelle des Ausflusses aus dem Stuttgarter Talkessel baut man sich mit dem Stuttgart21-Tiefbahnhof einen Riegel, der den Hochwasser- und den Grundwasserabfluss weitgehend abriegelt.« Ausgerechnet eine grün regierte Stadt betreibt keine Vorsorge für den Klimawandel. Mehr noch: Dieser Tiefbahnhof wird so gebaut, dass er – und seine Zulauftunnel – im Fall von längeren, massiven Regenfällen planmäßig unter Wasser gesetzt wird.

Juni 2018 – Konzept ist brandgefährlich: Das Magazin »Der Stern« veröffentlichte ein Aufsehen erregendes Interview mit dem Brandschutzexperten Hans-Joachim Keim zum nicht genehmigten (!) Brandschutzkonzept der Deutschen Bahn: »Das ist eine Katastrophe mit Ansage. Im Unglücksfall haben Sie die Wahl: Will ich ersticken? Oder zerquetscht werden? Oder verbrennen? Es ist schlicht menschenverachtend, was die da machen.«

Juni 2018 – seit 18 Jahren unwirtschaftlich: Bei einer neuerlichen Anhörung im Deutschen Bundestag gab es spannende Aussagen von Thilo Sarrazin. Der Mann war 2000/2001 Netzvorstand bei der Deutschen Bahn AG und sollte damals alle Infrastrukturprojekte der Bahn nach Wirtschaftlichkeit auflisten. Sarrazin wörtlich: »Ganz tief unten stand das Projekt Stuttgart21.« Damit waren zwei für die S21-Befürworter besonders schmerzensreiche Erkenntnisse verbunden. Erstens wurde hier belegt, dass die Wiederaufnahme des Monsterprojekts S21 mit einem fetten de-facto-Schmiergeld verbunden war. Der Nahverkehrsvertrag (zwischen Land und DB) wurde mit einer Milliarde Euro überbezahlt. Zweitens besagt die Sarrazin-Aussage: Der Vorstand der Deutschen Bahn AG wusste immer, dass Stuttgart 21 absolut unwirtschaftlich ist.

September 2018 – Taktfahrplan ohne Stuttgart: Bundesverkehrsminister Scheuer verkündete, spätestens im Jahr 2030 solle es den integralen Taktfahrplan bundesweit geben. Doch in Stuttgart findet er gar nicht statt, wie erste Vorstudien zeigen. Dazu sagte der Fahrplan-Spezialist Prof. Wolfgang Hesse auf der 445. Montagsdemo: »Das kann kaum verwundern, denn wie will man in einem zum Provinzbahnhof heruntergestuften Stuttgarter Tiefbahnhof 14 Züge gleichzeitig abfertigen?«

Dezember 2018 – neue Bahn-Krise: Ende 2018 brach die offene Krise der Deutschen Bahn auf[2]. Laut streng vertraulichen Unterlagen der DB werde das Megaprojekt im Jahr 2019 ein Achtel der gesamten DB-Nettoinvestitionen von vier Milliarden Euro verschlingen. Allein »2020 und 2021 soll der Konzern zusammen rund 1,5 Milliarden Euro in das Projekt stecken. Das wären so hohe Investitionen wie in die gesamte übrige Schieneninfrastruktur zusammen.« Das heißt: Stuttgart21 trägt massiv zur Krise des Staatskonzerns bei.

Wer jedoch wie Cem Özdemir sage, jetzt gelte »Augen zu und durch«, der ignoriert grundlegende Erkenntnisse der Betriebswirtschaft über »sunk costs«, über »versenkte Kosten«. Danach gilt: Wenn ein Projekt als unwirtschaftlich identifiziert wird, dann muss es gestoppt werden[3]. – Oben bleiben!

[1] Die Rede von Winfried Wolf an der Montagsdemo vom 7.1.2019 auf www.bei-abriss-aufstand.de

[2] »9.131 Tage Störungen im Betriebsablauf – 25 Jahre Deutsche Bahn«. Lunapark21-Extra 18/19, Herbst 2018, 100 Seiten, 5 Euro. Link: www.lunapark21.net

[3] Statt einem verkehrspolitischen Rückschritt ist eine ausbaufähige Verkehrswende gefragt: www.umstieg-21.de

MELDUNGEN

Dossier Solidarische Ökonomie

Das aktuelle Dossier der Katholischen Sozialakademie Österreichs (ksoe) beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit dem Thema »Solidarische Ökonomie«. Markus Blümel, Mitarbeiter der ksoe, leitet und begleitet den Lehrgang »Solidarisch Wirtschaften«. Er schreibt im Editorial: »Das Thema ist von ungebrochener Aktualität: ablesbar an zahlreichen Neugründungen, an der Verabschiedung eines Gesetzes über Solidarische Ökonomie in Frankreich oder auch an der Fokussierung auf Solidarisches Wirtschaften durch die Stadtregierung von Barcelona. Das Heft gibt Einblicke in aktuelle Entwicklungen und Debatten.« So stellt es u.a. Bildungsräume in Deutschland und konkrete Projekte in Österreich vor, z.B. »Intersol« und »habiTAT« (siehe auch Seite 5).

Kostenloser Download und Bestellmöglichkeit unter: www.ksoe.at

Frauenstreik am 8. März

Für den diesjährigen internationalen Frauentag am 8. März wird global zu einem Streik aufgerufen. Auch in Deutschland hat ein erstes bundesweites Treffen stattgefunden. Dort wurde beschlossen: »Wenn wir die Arbeit niederlegen, steht die Welt still.« Es sollen unwürdige Zustände bestreikt werden, indem Frauen und Queers* nicht zur Arbeit, in die Schule oder in die Uni gehen, die Hausarbeit liegen lassen, andere nicht umsorgen, sondern stattdessen sich versammeln und Pläne schmieden. Es haben sich bereits zahlreiche Ortsgruppen gegründet, die lokale Veranstaltungen organisieren.

Link: https://frauenstreik.org

Kritischer Agrarbericht 2019

Seit 1993 erscheint alljährlich der »Kritische Agrarbericht«. Herausgegeben von derzeit 27 Verbänden und NGOs, versammelt er (wissenschaftliche) Beiträge, die die Sichtweisen der Agraroppositon dokumentieren und soziale und ökologische Alternativen vorschlagen. Die aktuelle Ausgabe hat den Schwerpunkt »Europa«. Sie umfasst 344 Seiten und kostet 24 Euro. Alle Texte seit 2002 sind frei zugänglich.

Link: www.kritischer-agrarbericht.de

ANZEIGEN

»BEREKLAUW« IN BELGIEN

Besuch in einem besonderen Dorf

▲ Dieser Schmied bearbeitet einen Topf im Feuer, der Ausstellungsstück werden soll.

▲ Die Bar haben die Bewohner*innen selbst gebaut aus Material, das sie gefunden und selbst verarbeitet haben.

Du bist angekommen, wenn du im Matsch stehst. Am Anfang der Straße steht ein Pandabär, der eine Tatze in die Höhe streckt. Das Wortspiel soll dich wissen lassen, dass du am Ziel bist: Eine Bärenklaue – »een bereklauw«.

ALI AYAZ, THE WORD MAGAZINE

Die Straße bringt dich zu einem Waldweg, an beiden Seiten von Bäumen bedeckt – etwas fällt auf: Große Statuen in den Bäumen erheben sich über dir, bis du den Eingang erreichst. Adler und Frösche, Hundeköpfe und andere mythische Symbole erschaffen eine Art magischen Laufsteg. Die Grenze zwischen Wald und Kommune wird gezogen von dem plötzlichen Ende der Statuen. Der Waldweg sagt so etwas wie »Hier endet die Moderne...«, und der Eingang von Bereklauw kündigt an, »und das ist, was danach kommt.«

Sofort bemerkt man die ungewöhnliche, ökologisch bewusste Architektur. Ziemlich einzigartig – tatsächlich wäre es wohl sehr schwer, irgendwo etwas Ähnliches zu finden. Das gehört zum Geist in der Kommune: Die Häuser sind gebaut aus Abfall – und zwar von denjenigen, die es ablehnen, Teil dieser Gesellschaft zu sein. Blech, Schrott und hölzerne Pfosten machen die Ästhetik aus. Der Charme liegt in der chaotischen Anpassung an die Bedürfnisse.

In den drei Jahrzehnten seit der Gründung des Dorfes-mit-Kommune kamen Reisende aus der ganzen Welt, um Bereklauw zu ihrem Zuhause zu machen. Einen demografischen Überblick über die Bevölkerung zu bekommen, wäre ein alberner Versuch, die Kommune und die Menschen zu definieren. Das einzige Merkmal, das die Bewohner*innen teilen, ist, dass sie alle eine ähnliche Krise von ideologischer Vertreibung hinter sich haben. Ganz ähnlich wie die Häuser setzt sich auch Bereklauws Gesellschaft zusammen aus oft ignoriertem und strikt verweigertem »Material«, das man überall verstreut findet: Hippies, Punks, Mystikerinnen und Magier; alle zusammen essen, bauen, leben und überleben in den kalten belgischen Wintern am Rande der Moderne.

Weiter oben am Weg liegt die Bar, eine große Struktur, die Dionysos gewidmet ist, der griechischen Gottheit für Wein, Fruchtbarkeit und rituelle Ekstase. Die Fenster sind mit Buntglas gestaltet, sie erinnern an Kirchenfester. Diese Verbindung von verschiedenen Elementen ist es, was meiner Meinung nach das allumfassende Thema der Kommune ausmacht: eine Schimäre der Moderne und ihren Gegensätzen.

Am Ende der Kommune liegt ein kleiner Spielplatz mit kleinen Pilzhäusern und Schaukeln. Auch Familien leben hier. Es hätte auch ein Spielplatz aus Metall oder synthetischen Materialien sein können, aber so ist es Nebenprodukt von Holzfasern und handbearbeitetem Holz: kleine Spielhäuser, die aus den Ressourcen der Kommune gemacht wurden, gemeinsam gesammelt und biologisch abbaubar.

Bei einem Blick über das Dorf sehe ich auch die Höfe hinter den Häusern am Weg, Gemüse und Obst ist bereit zur Ernte. Gegenüber sehe ich die Gemeinschaftsküche, wo die Bewohner*innen gemeinsam kochen, spülen und waschen. Ich bekomme das Gefühl, dass hier keine Polizei nötig ist, um Gesetze zu erlassen – hier wird das Gesetz der Natur angewendet. Die Gesellschaft in Bereklauw scheint zu funktionieren, wie sie es überall tun würde.

An dieser Stelle macht Bereklauw für mich am meisten Sinn. Die Kommune hatte nie den Zweck, die Gesellschaft, wie wir sie kennen, zu zerstören. Stattdessen feiert das Dorf die Gesellschaft mit selbst-geschaffenen Regeln. Es wäre zu einfach, jeden, der dort lebt, als Verrückten zu bezeichnen. Ihr Leben ist unserem nicht unähnlich: Sie schließen die Türen, wenn sie im Badezimmer sind, und sie laden nachts ihr Handy. Die Polizei und Gerichte werden nicht gebraucht – Bereklauws Regeln sind Teil der Menschen. Was Bereklauw abhebt ist ein unnachgiebiges Engagement, sich die Annehmlichkeiten zu verschaffen, die die moderne Welt anbietet.

Wenn du dir eine Welt aufbaust, willst du auch Wege finden, sie zu bewahren. Bereklauw erhebt keinerlei Ansprüche, wie das passieren soll. Stattdessen fokussieren die Menschen darauf, wie sie sich ihre eigene Welt vorstellen. Die Menschen hier haben nichts gemeinsam und sind teilweise sehr unterschiedlich, was zum Beispiel Nationalität, Herkunft oder Bildung und Klasse betrifft. Trotzdem haben sie gemeinsam, dass sie die Welt, in der sie zuvor gelandet waren, ablehnen. Viele von ihnen haben alles zurückgelassen und kamen nach Bereklauw in der Hoffnung auf ein neues Leben.

Bereklauw zu verlassen ist ebenfalls eine besondere Erfahrung: auf demselbem Waldweg zurück, auf der schlammigen Straße am Stadtrand von Leuven, fühle ich mich, als würde ich wieder eine andere Welt betreten. Eine unmittelbare Erfahrung: Ich fühlte mich auf beiden Seiten richtig. Die Sicherheit der modernen Zivilisation ist omnipräsent in Bereklauw. Die Bewohner*innen haben iPhones, laden sie aber mit Solaranlagen. Sie tragen Schuhe von Nike; die sind aber abgetragen. Ich hatte keine Angst, dass jemand meine Glieder zerhackt, um sie zu essen; und ich hatte auch nicht den Impuls, so schnell wegzurennen, wie ich konnte. Bereklauw spiegelt einen Optimimus wieder, der als Beispiel vorangehen könnte. Einen Glauben, dass wir zurechtkommen können, mit uns und mit der Welt um uns herum – es braucht nur Gemeinschaftsarbeit.

Die Welt ist in einem schlimmen Zustand. Städte sind laut und voll von Autos, die die Umwelt mit jedem Aufheulen des Motors mehr töten, und allzu oft ist die Art und Weise, wie wir uns als Menschen organisieren, destruktiv und dumm. Es ist weit verbreitet, den Staat dafür zu beschuldigen. Bereklauw rebelliert stattdessen gegen all die Missstände des modernen Lebens, aber genießt den Fortschritt, den es mit sich bringt. Sie bauen auf das Verständnis von einem authentischeren menschlichen Leben, das auch moderne Systeme benutzt, um die Entfremdung und Mechanisierung zu untergraben.

»De Bereklauw« wurde vor über 30 Jahren vom Grundbesitzer »Gosse« gegründet. Er war damit ein Pionier im belgischen Raum, und bis heute wurden viele Communities in Belgien nach diesem Vorbild kreiert.

Der Text wurde übersetzt von Regine Beyß, Redaktion Kassel.

Link: www.bereklauw.be

▲ Künstler*innen schaffen eine mystische Umgebung: Eine der vielen heidnischen Statuen, die in Bereklauw stehen.

Fotos: Ali Ayaz

ANZEIGEN

Ausgabe 1 | 2019

GRÜNE INFRASTRUKTUR

Keine Wildwiese und keine renaturierte Uferböschung alleine kann leisten, was beide zusammen schaffen können: ein halbwegs stabiles Gleichgewicht von Pflanzen und Tieren, in dem auch die Menschen einen Platz haben. Dieser Schwerpunkt zeigt, dass grüne Infrastruktur an allen Orten gedeiht.

Weitere Themen:

- Antifeminismus: Angriff auf die Gleichstellungsarbeit
- Radikalisierungs-Prävention in den Volkshochschulen
- Christlich-muslimische Kita in Gifhorn
- Entwicklung der Gemeindefinanzen
- Bürgerhaushalte: Mehr Schein als Sein?

Einzelpreis der AKP: 11 Euro plus 1,30 Euro Versand | Abopreis (6 Ausgaben): 60 Euro

AKP – Alternative Kommunalpolitik
Luisenstraße 40 | 33602 Bielefeld
Ruf 0521.177517 | Fax 0521.177568

www.akp-redaktion.de

DAS MIETSHÄUSERSYNDIKAT WIRD INTERNATIONAL

Fünf Jahre habiTAT in Österreich

Eigentlich, so meint Elisabeth, wäre die Gruppe gerne ein Hausprojekt im Mietshäusersyndikat geworden. Dieses wollte sich aber nicht mit den verschiedenen Rechtssystemen anderer Länder auseinandersetzen, bot aber mit seiner AG International Unterstützung und Beratung an.

BRIGITTE KRATZWALD, REDAKTION GRAZ

▲ Das Hausprojekt Willy*Fred in Linz ist das erste konkrete Projekt des österreichischen Kollektivs habiTAT. Foto: Willy*Fred

Ziemlich schnell ist den Österreicher*innen in dieser AG klar geworden, dass ein eigener Dachverband notwendig war. Kurz entschlossen hat sich die Linzer Gruppe an den Gründungsprozess gemacht. Viele Syndikatsprojekte in Deutschland wurden abgeklappert und haben Beratung und Unterstützung angeboten.

Eine GmbH als Rechtsform schien für Österreich nicht ideal, weil hier eine Mindestkörperschaftssteuer unabhängig vom Gewinn abzuführen ist. Also wurden erst einmal verschiedene andere Konzepte durchgespielt, es stellte sich aber heraus, dass keine andere Rechtsform das Ziel, Häuser auf Dauer dem Markt zu entziehen und für selbstorganisiertes Wohnen zur Verfügung zu stellen, in gleicher Weise erfüllen kann. Die Rechtssicherheit und die Erfahrungen mit dem bewährten Modell gaben für die Gründer*innen den Ausschlag, die Kosten in Kauf zu nehmen. Das fiel leichter, weil gerade zu dieser Zeit ein neues Gesetz die Mindest-KÖST von 1.500 auf 500 Euro im Jahr senkte. Das sei aber nicht der einzige Grund, warum diese Rechtsform in Österreich nur für größere Projekte im städtischen Raum funktioniere, meint Florian. Denn dazu kommen noch etwa 2.000 Euro Verwaltungsaufwand für die doppelte Buchhaltung und den Bilanzabschluss durch einen Steuerberater. Aber für ein Projekt wie zum Beispiel das Willy*Fred hier in Linz mit einem Jahresumsatz von etwa 150.000 Euro fällt das nicht so ins Gewicht. Für ein kleines Hofkollektiv in einem strukturschwachen Raum, das dort kaum Miete bezahlt, wäre das nicht zu stemmen.

Wie es das Mietshäusersyndikat über viele Jahre war, ist habiTAT ein Verein, der für jedes Haus mit dem Hausverein eine GmbH bildet. Der Verein wurde am 3. Januar 2014 gegründet, feierte also vor einem Monat seinen fünften Geburtstag. Gleich nach der Gründung wurde ein Projektantrag an die oberösterreichische Kulturplattform KUPF gestellt, der ausreichend Geld brachte, um das Konzept weiterzuentwickeln und den Verein gleichzeitig auch einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Unter dem Titel »Vivir la Utopia – Eroberung soziolkultureller Wirklichkeiten« wurden ein Jahr lang Workshops zu Themen wie Wohneigentum in Österreich oder gemeinschaftliche Wohnformen organisiert und dafür Menschen aus dem Mietshäusersyndikat und Rechtsexpert*innen eingeladen.

Gerade als dieses Jahr um war, ist die Möglichkeit aufgetaucht, das Haus in Linz zu kaufen, so dass der Anfangsschwung gleich mitgenommen werden konnte. Der Dachverband habiTAT und das Hausprojekt Willy*Fred (siehe Artikel unten) wurden praktisch gleichzeitig gegründet. Über ein kleines Crowdfundig wurde die Rechtsberatung finanziert, um die Verträge wasserdicht zu machen. Das Netzwerk, das durch das Kulturprojekt entstanden war, war dafür sehr hilfreich. Außerdem war schon bekannt, dass im Juli 2015 ein neues Finanzierungsgesetz kommen würde, das die Sache mit den Privatkrediten regelt. Am Tag nachdem dieses Gesetz in Kraft getreten war, wurde die erste Haus-GmbH gegründet.

Unter dem habiTAT-Dach gibt es derzeit vier Projekte, mit denen bereits ein Vertrag abgeschlossen wurde: neben »Willy*Fred« in Linz noch die »Autonome Wohnfabrik« in Salzburg und »Schlor« und »Bikes and Rails« in Wien. Diese Projekte stecken mitten in ihrer Crowdfundingkampagne und freuen sich noch über Direktkredite. Einige weitere Projektgruppen sind noch im Planungsstadium und inzwischen Vereinsmitglieder.

Im Verein habiTAT können Gruppen oder Einzelpersonen Mitglied werden, allerdings, so Elisabeth, würden im Moment nicht wahllos Einzelpersonen aufgenommen. Man sei selbst noch im Entwicklungsprozess und wolle nicht zu schnell wachsen, daher liege der Fokus im Moment auf schon bestehenden Gruppen. Wenn eine neue Gruppe dazu kommen will, gibt es eine Einführung und wenn sich die Gruppe sicher ist, kann sie Vereinsmitglied werden. Erst wenn es ein Haus gibt, wenn der Finanzplan steht und auch von externen Expert*innen geprüft ist, gibt es einen Beteiligungsbeschluss und die Gründung der GmbH.

Aus der beratenden AG International des Mietshäusersyndikats ist inzwischen eine internationale Vernetzung auf Augenhöhe geworden mit dem habiTAT, den entsprechenden Organisationen aus Frankreich und den Niederlanden und interessierten Personen aus weiteren Ländern. Unter dem Titel »Commoning Spaces« gibt es regelmäßige Treffen, im nächsten Jahr zum Beispiel in Wien. Die Idee ist auch, sich gegenseitig finanziell zu unterstützen, was vor allem für Interessent*innen aus Rumänien oder Griechenland interessant ist, weil diese dort kaum an Bankkredite kommen. Damit könnte die Ungleichheit zwischen Nord und Süd zumindest etwas abgefedert werden.

Link zum habiTAT und zu den Projekten:
habitat.servus.at
Direktkredite werden von allen Hausprojekten gerne entgegengenommen!

WILLY*FRED

Selbstbestimmt wohnen in bester Lage

Das Hausprojekt »Willy*Fred« ist das Pionierprojekt des habiTAT und wurde am 21. Dezember 2015 mit rund drei Millionen Euro freigekauft. Für den Hausverein sprachen mit Contraste die drei Bewohner*innen Elisabeth, Florian und Wenzel.

BRIGITTE KRATZWALD, REDAKTION GRAZ

Seit wann gibt es Willy*Fred und wie habt ihr es geschafft, das Geld zu beschaffen?

Nachdem wir im Juli 2015 die GmbH gegründet hatten (siehe Beitrag oben), haben wir innerhalb von drei Monaten die Kohle für das Haus gesammelt. 1,2 Millionen Euro an Direktkrediten als Ersatz für Eigenmittel, die Differenz zum Gesamtkaufpreis von drei Millionen haben wir über einen Kredit von der GLS-Bank bekommen, die damals auch gerade begonnen hat, Projekte in Österreich zu finanzieren. Etwa 20 Prozent des Geldes sind aus Deutschland gekommen, da wurden wir wirklich sehr unterstützt. Im Dezember haben wir schließlich das Haus gekauft.

Wie groß ist das Haus, welche Räumlichkeiten gibt es und wie viel Miete bezahlt ihr?

Das Haus hat insgesamt 1.650 qm Nutzfläche, davon dient der größte Teil als Wohnraum. Ein kleinerer Teil ist vermietet an Vereine, zum Beispiel das »Kollektiv«, das Bildungsarbeit für Migrant*innen macht, oder die Otelo eG und ein Teil dient als Gemeinschaftsfläche. In den 13 Wohneinheiten wohnen noch zehn Altmieter*innen und etwa 23 von uns. Die Wohnungen sind sehr unterschiedlich groß, so gibt es auch eine 6er und eine 3er WG.

Und dann gibt es noch das »Infobeisl«. Dieser Raum ist unsere Schnittstelle nach draußen, er wird von mehreren Vereinen auf Spendenbasis genutzt. Da ist ein Kostnixladen, es treffen sich verschiedene Gruppen regelmäßig hier und wir organisieren Veranstaltungen.

Die Refinanzierung durch Mieten ist möglich, ohne dass es zu teuer wird. Unser Richtwert liegt derzeit bei 8,10 Euro inklusive Betriebskosten, ohne Heizung. Das ist noch deutlich billiger als neu entstehender Wohnraum in dieser Lage. Außerdem darf man nicht vergessen, dass auch die Nutzung der Gemeinschaftsflächen inkludiert ist, zum Beispiel die Werkstatt mitsamt den Werkzeugen. Wir können ja bessere Geräte anschaffen, als man sie als Einzelperson normalerweise hat.

Was hat es mit dem Namen auf sich?

Zum ersten wollten wir einen Gruppennamen, um nicht Einzelpersonen hervorzuheben. Willy-Fred war der Name einer Widerstandsgruppe im inneren Salzkammergut zur Zeit des Nationalsozialismus. Als Basis der Gruppe diente der »Igel«, ein selbst errichteter Partisan*innenunterschlupf im Toten Gebirge, darauf bezieht sich unser Logo. Weil die Geschichte der ehemaligen Widerstandskämpfer*innen nicht Teil der Erinnerungskultur in Österreich ist, wollten wir damit auch ein Zeichen setzen.

Euer Haus liegt zwei Gehminuten vom Hauptplatz entfernt in der drittgrößten Stadt Österreichs. Wie kommt man an ein solches Haus, sind da nicht Investoren schneller?

Es trafen mehrere günstige Faktoren zusammen. Der Vorbesitzer war selbst Immobilienmakler, wollte sich aber schon zur Ruhe setzen und war außerdem nicht so glücklich damit, wie der Immobilienmarkt derzeit läuft. Er hatte das Haus davor schon immer wieder Kunstprojekten zur Zwischennutzung zur Verfügung gestellt, daher kannten wir es. Wir haben ihm das Konzept erklärt und es gefiel ihm von Anfang an. Er hat uns dann neun Monate gratis Kaufoption zugestanden und uns versichert, es inzwischen an niemand anderen zu verkaufen. Ein weiterer Grund, warum das für Investoren nicht so attraktiv war, sind die Altmieter*innen. Das war für uns kein Problem, wir haben sie quasi »mitgekauft«. Einige davon sind inzwischen gegangen – aber nicht wegen uns –, andere sind noch da.

Wie seid ihr organisiert?

Wir sind ein eher lockerer Verbund, es gibt keine »Hausgruppe« im engeren Sinn, wir sind zu groß für einen Freundeskreis, aber zu klein für mehrere Gruppen. Wir machen aber alle zwei Wochen ein Plenum und einmal im Jahr eine gemeinsam Klausur. In der Praxis ist es dann schon so, dass man relativ oft mit anderen Mitbewohner*innen zusammen sitzt. Und wir feiern gerne Feste, zuletzt etwa unseren dritten Geburtstag und den fünften Geburtstag des Dachvereins habiTAT.

Alle, die hier wohnen, sind Vereinsmitglieder, wir zahlen als Einzelpersonen Miete. Das Modell würde es auch möglich machen, dass der Hausverein die Miete zahlt, aber wir haben keine gemeinsame Ökonomie, dafür sind wir zu unterschiedlich. Wir suchen aber noch nach einem Mietmodell, das irgendwie gerechter ist.

Wir machen auch Ressourcenteilung, kaufen etwa gemeinsam Kaffee, Getränke oder Olivenöl, manchmal kochen wir auch gemeinsam, und wir haben gemeinsam ein Auto.

Und wie geht's weiter?

Wir sind jetzt an einem Punkt, wo wir sagen können, es hat sich alles eingespielt und es läuft. Der erste Schritt ist geschafft, finanziell wird es auch jedes Jahr leichter, der Stresslevel sinkt. Wir brauchen aber nach wie vor Direktkredite als Ersatz, wenn jemand sein Geld zurück haben will. Trotzdem gibt's auch Zukunftspläne, zum Beispiel den Dachausbau. Da wäre einerseits noch Raum für zehn weitere Personen, andererseits hätten wir gerne einen Dachgarten.

Dann viel Erfolg für eure Pläne!

ANZEIGE

Nicht ohne Risiko
Über gv-Pflanzen und ihre Bewertung

◆◆◆ Jetzt bestellen! ◆
Gen-ethischer Informationsdienst Nr. 247 ◆ November 2018 ◆
Einzelausgabe 8,50 Euro ◆◆◆

GeN
Gen-ethisches Netzwerk e.V.
Stephanstr. 13 · 10559 Berlin
Tel 030-685 70 73 · Fax 030-684 11 83
www.gen-ethisches-netzwerk.de

GLOBALE SOLIDARITÄT

»Let's migrate the system«

▲ Willkommen in Mexiko zum 8. Weltsozialforum zu Migration

Foto: fsmm2018.org

Während die Welt über die MigrantInnenkarawane diskutierte, die sich aus Süd- und Zentralamerika ihren Weg Richtung Norden bahnt, fand in Mexiko das achte Weltsozialforum zum Thema Migration statt: Mehr als 1.600 TeilnehmerInnen aus über 60 verschiedenen Ländern der Welt trafen sich hier im November, um sich auszutauschen, Vorschläge zusammenzubringen und Horizonte zu erweitern. Ein Bericht von vor Ort.

LAURIE STÜHRENBERG, BERLIN

»Ganz im Sinne der Solidarität haben wir versucht, auf hierarchische Strukturen zu verzichten«, sagt Karina Arias Muñoz, technische Sekretärin des internationalen Komitees und Co-Organisatorin des Forums. »Das hat viel Kraft gekostet, gerade hier in Mexiko, einem super hierarchischen Land.« Bei den über 120 selbstverwalteten Aktivitäten, Workshops und Diskussionsrunden rund um das Thema Migration mutete die Internetseite und das Programm des Forums zwar bis zuletzt etwas chaotisch an. Doch schienen sich alle Teilnehmenden in der Sache einig: Menschenrechte müssen gegenüber nach nationaler Sicherheit strebenden Staaten verteidigt werden, für Migration und Bewegungsfreiheit als Menschenrecht, für Solidarität in Diversität.

Unter den Achsen Menschenrechte, Grenzen, Lobbyarbeit, Kapitalismus, Geschlecht, Klimawandel und transnationale Dynamiken wurden Aktivitäten mit jeweils spezifischen Themen angeboten. »Es sind eher komplementäre Visionen als Widersprüche, die hier aufeinandertreffen. Trennen wir Migration vom Thema Sicherheit, betrachten wir Migration mehr als das soziale Phänomen, das es ist«, meint Arias Muñoz.

Ort der Veranstaltung ist das Kulturzentrum Tlatelolco – ein Ort, der Geschichten der Rebellion und Repression erzählt. Auf dem sogenannten Platz der drei Kulturen, inmitten der Gebäude aus präspanischer und spanischer Zeit sowie aus jüngster Moderne herrscht heitere Stimmung: Unter den Flatterbändern im Hauptzelt verkauft ein Mann Tacos aus einem Korb, daneben gibt es guatemaltekische Handwerkskunst zu bestaunen. Es wird gegessen und gesungen, getanzt und geklatscht. »Ist es nicht absurd, dass wir über Mauern sprechen?«, fragt Natalia Serna, Sängerin der auftretenden Band Corazon Norte. Ihrer Ukulele entlockt sie Melodien, die wehmütig machen. »Ich habe mir lange Zeit über die öffentliche Politik den Kopf zerbrochen. Es ist frustrierend. Seit dem ist meine Welt sehr klein geworden. Ich kümmere mich um das, was ich ändern kann – in meiner Stadt, mit meinen Freunden«, sagt sie.

Kleine und große Kämpfe

Die kleinen Kämpfe mit den großen verbinden, das Lokale mit dem Globalen – das ist Ziel des Forums. Es geht um die Anerkennung der Tatsache, dass die Staaten dieser Welt miteinander in Verbindung stehen, findet auch Elisabeth Ibarra aus Guatemala, Vertreterin der Associación Coordinadora Comunitaria de Servicios para la Salud (ACCSS): »Die sogenannten entwickelten Länder sind von den Rohstoffen unserer kleinen Länder abhängig. Dabei sind diese kleinen Länder des Südens nicht unterentwickelt, sie sind nicht arm. Sie sind verarmte Länder. Sie sind keine verwundbaren Länder, sie werden verwundet. Das ist in der Strategie eines Systems begründet, des kapitalistischen Systems, das sich gerade in einer schrecklichen Phase befindet.« Hierin liege die Ursache der globalen Migrationsbewegungen und auch der aktuellen zentralamerikanischen MigrantInnenkarawanen begründet, meint Ibarra.

Schätzungsweise machen sich jährlich etwa eine halbe Million Menschen auf den Weg durch Mexiko in Richtung der Vereinigten Staaten, wobei die meisten aus den Ländern des nördlichen Länderdreiecks Mittelamerikas (Honduras, Guatemala und El Salvador) stammen. Gewalt, organisierte Kriminalität und Armut sind der Motor ihrer Suche nach besseren Lebensbedingungen. Was am 13. Oktober dieses Jahres als Karawane von nur 160 Personen in Honduras begann, hat sich mittlerweile zu einer zentralamerikanischen Bewegung entwickelt, innerhalb derer sich immer mehr Menschen für ihre Reise zusammenschließen, um sich gegenseitigen Schutz zu bieten. »Dieses Jahr hat die Karawanenbewegung eine Größenordnung angenommen, dass sie eine viel stärkere Wirkung entfalten kann – auch im politischen Kontext«, so Karina Arias Muñoz aus dem internationalen Komitee des Forums.

Perspektivenwechsel durch VR-Brillen

Eine der größten auf dem Forum vertretenen Organisationen ist »Ärzte ohne Grenzen Mexiko« (MSF). In einem Besucherzelt können Interessierte per VR-Brille in die Lebensrealitäten des Südsudans, des Jemens, Syriens und Mexikos eintauchen. Seit 2012 arbeitet MSF an verschiedenen Punkten der Migrationsrouten in Mexiko. »Mit der restriktiven Migrationspolitik der USA im Jahr 2018 ist das Bedürfnis medizinischer Hilfe in diesem Bereich exponentiell gestiegen«, sagt Maria Hernández, Koordinatorin des transmigrantischen Länderprojekts von MSF. Gerade vor zwei Wochen habe die Organisation daher eine weitere Anlaufstelle in Nuevo Laredo, Tamaulipas, eröffnet. »Dabei sind die Karawanen, von denen derzeit überall die Rede ist, eigentlich bloß ein Tropfen – ein Tropfen in dem Regen von Menschen, die sich permanent, aber unsichtbar, Richtung Norden bewegen und Unterstützung benötigen.« Darauf will die Organisation aufmerksam machen.

Visibilisierung – in beinah jeder Diskussion ein Schlagwort. Klar, dass die Aufmerksamkeit dabei nicht gleich überall sein kann. Zum Beispiel nicht bei Saúl Verde Castillo und Fiore Stella Bran Aragón aus Nicaragua. Die beiden Studierenden mussten ihr Land verlassen, weil sie politische Repression und Verfolgung durch das Regime unter Daniel Ortega fürchten. Die Gelegenheit des Forums nutzen sie, um die Welt an der Situation in Nicaragua teilhaben zu lassen. »Wir scheinen hier fast die einzigen aus Nicaragua zu sein«, sagt Bran Aragón. »Dabei ist es wichtig, darüber zu sprechen, was dort geschieht.«

Die Studierenden erzählen von Reformen der Sozialversicherung und des Steuersystems durch das Regime, Kontrolle und Zensur der Medien, von brutal niedergeschlagenen Protesten, davon, wie 24.000 junge Menschen im Exil staatlicher Verfolgung entgehen und von Morden an Studierenden, die sich dem Regime Daniel Ortegas widersetzen. Ihre Worte hallen zwischen den Zeltwänden auf dem Platz der drei Kulturen wider, in dessen Mitte ein steinernes Monument an die einst hier getöteten Demonstrierenden erinnert.

Die meisten wüssten nicht, dass so viele Menschen aus Nicaragua nach Mexiko fliehen, sagt Bran Aragón. Aber auch sie seien Teil der MigrantInnenkarawanen. »Mich beunruhigt, dass die lateinamerikanische Linke in Europa so romantisiert wird«, sagt Bran Aragón. »Aber unsere Realität ist komplex. Sie handelt nicht von rechts oder links, sondern von Menschen, die für ihre Rechte kämpfen.«

Die Interessen mächtiger Staaten

Kämpfe gibt es auch um den »Global Compact on Safe, Orderly and Regular Migration« der Vereinten Nationen – zumindest verbaler Natur. Der Pakt wurde im Dezember bei der Generalversammlung der UN in Marrakesch (Marokko) verabschiedet und ist der erste internationale Vertrag, der einen gemeinsamen Ansatz für internationale Migration in all ihren Dimensionen verfolgt.

Das Weltsozialforum für Migration steht diesem allerdings kritisch gegenüber, obwohl alle im UN-Migrationspakt verankerten Ziele und Leitlinien unter direktem Einfluss der Zivilgesellschaft in den Pakt aufgenommen wurden. Staaten wie die USA, Österreich, Ungarn, Australien und zuletzt auch Tschechien hatten ihren Ausstieg aus dem Abkommen angekündigt, weil der Pakt ein zu positives Bild der Migration zeichne, Massenmigration befördere oder die staatliche Souveränität in Gefahr bringe. Tatsächlich ist der UN-Migrationspakt nicht rechtlich bindend, er verfolgt viel mehr das Ziel, eine Lücke zu schließen und ein globales Regelwerk zu Migrationsbewegungen bereitzustellen.

Das macht den Pakt weniger mächtig als er zunächst erscheinen mag – es kommt auf den Willen der jeweiligen Regierungen an, die entsprechenden Empfehlungen tatsächlich umzusetzen. Die im Pakt enthaltenen Vorschläge schließen den besseren Schutz von MigrantInnen, ihrer Rechte, Lebens- und Arbeitsbedingungen ein; gleichzeitig soll der Pakt Hilfestellungen geben, die Datenlage bezüglich internationaler Migration zu verbessern, um Fluchtursachen zu bekämpfen und auf einen »ganzheitlichen, sicheren und koordinierten Grenzschutz« hinzuarbeiten.

»Der Pakt deckt die Interessen mächtiger Staaten«, meint Ibarra aus Guatemala (ACCSS) kopfschüttelnd. »Wir hoffen, dass dieses Forum samt seiner Initiativen sich weiter auf den Pakt auswirkt und von hier aus weitere Forderungen mit aufgenommen werden. Hier auf dem Forum sieht man, was Migration wirklich bedeutet.«

Zwischen Wahl- und Wegwerfmigration

So ähnlich steht es am Ende des Forums auch in der Abschlusserklärung: »Die endgültige Fassung des Paktes ähnelt eher einem Instrument, das den reichen Ländern dient, um Migration entsprechend ihrer Interessen zu kontrollieren.« Obwohl einige positive Prinzipien des Paktes durchaus bekräftigt werden, bemängeln die unterzeichnenden Organisationen den starken Fokus des UN-Migrationspakts auf nationalstaatliche Sicherheitspolitik.

Sie befürchten, dass der Pakt die Kriminalisierung und Ausgrenzung von MigrantInnen rechtfertigen könnte und kritisieren, dass das soziale Phänomen Migration durch das Abkommen in zwei geteilt werde: in »gewählte Migration«, die von Ländern des Nordens gewollt ist und gut ausgebildete MigrantInnen einschließt – und in »Wegwerfmigration«. Aber was stattdessen? »Ein alternativer Pakt, der sich für die menschliche Sicherheit einsetzt, nicht für nationalstaatliche Interessen«, meint Raúl Delgado Wise, Vertreter des Internationalen Netzwerks für Migration und Entwicklung Mexiko (Red Internacional de Migración y Desarrollo).

Es ist von »Sanctuary Cities« die Rede, der Schaffung eines Städtenetzwerks, das sich gegen xenophobe Praktiken ihrer nationalen Regierungen wehrt und solidarische Bündnisse koordiniert. Barcelona und San Francisco werden als Musterbeispiele angeführt, es wird über das Wort »sanctuary« und seine religiösen Konnotationen gestritten, um Aufmerksamkeit und Anerkennung gekämpft – und hinter der eigenen Sache vielleicht manchmal das große Ganze aus den Augen verloren – während im Stadion Ciudad Deportiva Magdalena Mixhuca von Mexiko-Stadt der Platz nicht ausreicht, um alle ankommenden Menschen der MigrantInnenkarawane zu beherbergen.

Der Artikel erschien im Dezember auf www.berlinergazette.de.

Link: http://fsmm2018.org/

MÉXICO fsmm
8° FORO SOCIAL MUNDIAL DE LAS MIGRACIONES 2018
Migrar, Resistir Construir y Transformar

ANZEIGE

GRÜNE LIGA Netzwerk Ökologischer Bewegungen

DER RABE RALF
Die Berliner Umweltzeitung

Unkonventionelles und Hintergründiges aus der vielfältigen Umweltszene
Tipps, Termine & Adressen

Kostenlos an vielen Berliner Auslageorten wie Bibliotheken, Bio-, Natur- und Umweltläden oder für jährlich 25 € per Abo ins Haus.
Kostenlose Probenummer:
DER RABE RALF
Prenzlauer Allee 8
10405 Berlin

HOSTSHARING EG, HAMBURG

Genossenschaftlicher Social Media Service

Zahlreiche Datenskandale haben das Vertrauen in die sozialen Netzwerke von Facebook, Twitter und Co. erschüttert. Und das zu Recht! Zentralisierte kommerzielle Netzwerke missbrauchen die Daten ihrer Nutzer, um detaillierte Persönlichkeitsprofile anzulegen. Sie werden zur Gewinnerzielung und für politische Manipulationen genutzt. Die Hostsharing eG mit Sitz in Hamburg, Mitglied des ZdK, des Zentralverbands deutscher Konsumgenossenschaften, ebenfalls Hamburg, bietet Genossenschaften im deutschsprachigen Raum eine kostenlose Alternative an.

MATHIAS FIEDLER, HAMBURG

▲ Teamsitzung der Hostsharing eG im Unperfekthaus in Essen. Foto: Hostsharing eG

Zunehmend suchen Menschen und Organisationen nach einer Alternative zu den geschlossenen Netzwerken der Konzerne aus Silicon Valley. Sie wollen ihre persönlichen Daten nicht mehr für die Kommerzialisierung hergeben, mithin keine Opfer eines anonymen Algorithmus werden. Die Hamburger Hostsharing eG, selbst Genossenschaft, ermöglicht Genossenschaften aus Deutschland, Österreich und der Schweiz den Weg in ein unabhängiges soziales Netzwerk und bietet ihnen einen kostenlosen Account auf der von ihr gehosteten und betreuten Instanz https://geno.social an.

Wichtig: Die unmittelbare Anmeldung und Nutzung ist nur für Genossenschaften und sie unterstützende Organisationen möglich. Um die Reputation des Namensraums »@geno.social« hochzuhalten, soll dieser nicht allen Einzelpersonen freigegeben werden, die in Beziehung zu irgendeiner Genossenschaft stehen. Mitglieder einer Genossenschaft können sich aber auf einem beliebigen anderen Fediverse-Knoten registrieren. Darüber können sie dann den Meldungen ihrer Genossenschaft auf »@geno.social« ohne Einschränkung folgen.

Es gibt es eine zukunftssichere Alternative zu Twitter, Facebook und Co. Sie heißt »Mastodon«. Das Twitter ähnliche Mastodon ist von dem deutschen Informatiker Eugen Rochko entwickelt worden und richtet sich nach dem neuen Standard. Das soziale Netzwerk ist freie Open Source Software und erlaubt daher, dass beliebig viele »Knoten« an das Netzwerk geknüpft werden. Jeder Knoten ist ein Server, auf dem die Software Mastodon läuft. Alle Server sind miteinander verbunden und ermöglichen es, sich mit jedem anderen im sogenannten »Fediverse« zu vernetzen. Das Fediverse besteht aus vielen Netzknoten, die kompatible Schnittstellen haben. Da es dabei keinen zentralen Betreiber gibt, der das soziale Netzwerk kontrolliert, wird dieser Austausch zwischen Gleichberechtigten Föderation genannt.

Die Benutzeroberfläche von Mastodon ist übersichtlich strukturiert: Ganz links befindet sich das Eingabefeld für eigene Nachrichten. Es folgt die Spalte »Startseite« mit Nachrichten der Nutzer, denen gefolgt wird. In der Spalte »Mitteilungen« ist ersichtlich, wer Beiträge geteilt und kommentiert hat. Die »Lokale Zeitleiste« enthält Nachrichten von den anderen Genossenschaften auf geno.social. Und in der Spalte ganz rechts stehen Nachrichten von Nutzern aus dem gesamten Fediverse. Die Spalten lassen sich bei Bedarf anpassen.

Vorteile von geno.social

Welche Vorteile bietet geno.social?

• Über soziale Netzwerke kann unkompliziert und direkt mit den gewünschten Zielgruppen kommuniziert werden. Das Fediverse wächst kontinuierlich. Die Nutzer des Fediverse haben in der Regel auch große Sympathien für genossenschaftliche Prinzipien. Diese für Genossenschaften hoch interessante Zielgruppe kann über geno.social einfach und kostenfrei erreicht werden.

• Als Genossenschaft kann auf einer genossenschaftlich betriebenen Instanz in einem freien, offenen und diskrimierungsfreien sozialen Netzwerk kommuniziert werden. Die Hostsharing eG ist der einzige genossenschaftliche Webhoster in Deutschland. Damit erhalten die Botschaften eine besonders hohe Glaubwürdigkeit. Das Fediverse erfreut sich bei genossenschaftsaffinen Personen wachsender Beliebtheit.

• geno.social fördert als gemeinsame genossenschaftliche Plattform im Fediverse die zwanglose Kommunikation zwischen Genossenschaften.

• geno.social ermöglicht es Genossenschaften, sich gegenseitig durch das Teilen von Nachrichten bei der Kommunikation in den sozialen Netzwerken zu unterstützen.

• Wer bereits über Twitter mit seinen Zielgruppen kommuniziert, für den fällt für die Bedienung von geno.social kein zusätzlicher Aufwand an. Hostsharing stellt eine bequeme Twitter-Bridge zur Verfügung. Die Tweets werden dadurch automatisch auch auf geno.social und damit im Fediverse gepostet.

Die Hostsharing eG, Genossenschaft für Webhosting, wurde 2000 gegründet und beschäftigt gegenwärtig neun Mitarbeiter. Die Mitglieder teilen sich die Kosten für den Hosting-Betrieb an drei Rechenzentrumsstandorten. Sicherheit und Schutz der gehosteten Daten werden selbst beim kleinsten Einsteiger-Paket hoch angesetzt. Angeboten werden die im Webhosting üblichen Services, zusätzlich besondere Services, wie der »Webmaster on Demand«, der den Mitgliedern bei Problemen mit ihren eigenen Webanwendungen hilft.

Die Genossenschaft lädt gleichgesinnte Organisationen ein, dieses Fediverse von ihrem Mastodon Server aus zu erkunden. Eine Anmeldung für einen kostenlosen Account läuft über ein Kontaktformular unter dem Stichwort »geno.social«. Bei der Anmeldung für den Social Media Account in Mastodon kann ein Wunschname gewählt werden. Genossenschaften sollten einfach einmal auf @geno.social starten und das Ganze ausprobieren, ob und was ihnen diese Art des Kommunikationsaustauschs mit Genossenschaften bringt.

BWL DER GENOSSENSCHAFTEN

Von historischen Vordenkern lernen

Gibt es eine Betriebswirtschaftslehre des Genossenschaftswesens? Ein Sonderdruck der Autoren Ernst Grünfeld und Karl Hildebrand verdeutlicht, wie wichtig dies wäre. Sie haben die Grundlagen für eine genossenschaftliche BWL in Deutschland formuliert. Sie zeigen, dass Voraussetzungen dafür bereits früh erarbeitet wurden. Dennoch existiert gegenwärtig kein deutschsprachiges Genossenschaftslehrbuch, das als Standardwerk für die Gründung und das Management von Genossenschaften dienen könnte. Für Genossenschaftler der Praxis genauso wie für Studierende des Genossenschaftswesens ein schwerwiegendes Manko.

BURGHARD FLIEGER,
REDAKTION GENOSSENSCHAFTEN

Der als Handbuchbeitrag konzipierte Text »Genossenschaftswesen« von Grünfeld und Hildebrand ist die komprimierte Zusammenfassung einer transdisziplinär ausgerichteten Analyse und Beschreibung genossenschaftlicher Konzepte in Deutschland der 1930er Jahre. Die erneute Veröffentlichung des auch in methodischer Hinsicht vorbildlichen Textes regt dazu an, sich mit der Organisation Genossenschaft in ihrer Bedeutung für die gesellschaftliche Entwicklung auseinanderzusetzen.

Ernst Grünfeld ist im mitteldeutschen Raum die zentrale Persönlichkeit für die Entwicklung des Genossenschaftsgedankens im frühen 20. Jahrhundert. Bei ihm steht die wissenschaftliche Durchdringung von Idee und Realität der Genossenschaft im Vordergrund. Grünfeld wurde 1929 zum ordentlichen Professor für Genossenschaftswesen in Halle berufen, dem ersten und bis heute einzigen Ordinariat für dieses Fachgebiet an einer deutschen Universität. Von den Nazis wurde er allerdings 1933 wieder entlassen. Er entwickelte seine Sicht der Genossenschaften zusammen mit anderen Autoren in einem umfangreichen vierbändigen Lehrbuch, von dem allerdings nur drei Bände erschienen sind.

Unterschiede stärker berücksichtigen

Er selbst widmete sich vor allem der Entstehungsgeschichte unter Einbeziehung von Entwicklungen im Ausland, den sehr unterschiedlichen Erscheinungsformen und der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Genossenschaften. Methodisch berücksichtigt Grünfeld auch soziologische und historische Aspekte, beschränkt sich also nicht eng auf die wirtschaftswissenschaftliche Dimension. Dies erleichtert es, an seine Überlegungen fast 100 Jahre später anzuknüpfen und nach gesellschaftlichen Entwicklungen zu fragen, in denen Genossenschaften eine besonders geeignete Handlungsform darstellen können.

Die heute vernachlässigten Dimensionen einer genossenschaftlichen BWL stammen allerdings vorwiegend von seinem Partner Karl Hildebrand, Generalrevisor für Genossenschaften und Dozent in Halle. Er arbeitet die Besonderheiten des Geschäftsbetriebs der Genossenschaften prägnant heraus, indem er die Wichtigkeit der Verbindung des genossenschaftlichen Betriebes mit den wirtschaftlichen Belangen der Mitglieder verdeutlicht: Immer geht es um »Leistungen der Genossenschaften und die Gegenleistungen der Mitglieder«. Diese können je nach Genossenschaftstyp sehr unterschiedlich sein. Abhängig ist das davon, ob es sich um Warenhandelsgenossenschaften der Konsumenten, der Mitarbeitenden, der Gewerbetreibenden, der Landwirte oder von Kaufleuten handelt. Es wird deutlich, dass eine genossenschaftliche BWL um eine typenspezifische Ausarbeitung auf der Grundlage einer Unternehmensmorphologie nicht herumkommt.

Auf heute übersetzt heißt das, Energie- und Wohnungsbaugenossenschaften benötigen als anlagendominierte Organisationen völlig andere Handlungshilfen als Genossenschaften der solidarischen Landwirtschaft oder der Nachbarschaftshilfe, bei denen umsatzgeprägte Aspekte von entscheidender Bedeutung sind.

Foto: Hostsharing eG

Viel Potential »nach oben«

Gründe dafür liegen nicht zuletzt in dem Postulat eines einheitlichen Genossenschaftswesens und -gesetzes. Der vielfältigen Realität wird in der genossenschaftlichen Bankenlehre oder der genossenschaftlichen Wohnungswirtschaft zwar teilweise Genüge getan. Für die zahlreichen Genossenschaften, die gegenwärtig mit völlig neuen Ausprägungen entstehen (Prosumentenkooperationen, Zeitbankkonzepte, Mitgliederläden mit festem Monatsbeitrag) bietet die Genossenschaftslehre aber zu wenige Handlungshilfen. Grünfeld, besonders aber Hildebrand zeigen in ihren Ausführungen, dass hier bei der aktuellen Genossenschaftslehre noch reichlich Potential »nach oben« vorhanden ist.

Grünfeld, Ernst / Hildebrand, Karl: Genossenschaftswesen - seine Geschichte, volkswirtschaftliche Bedeutung und Betriebswirtschaftslehre. Reihe Genossenschafts- und Kooperationsforschung, Bd. 2, hrsg. von Thomas Brockmeier und Winfried Kluth, Universitätsverlag Hallo Wittenberg, Halle an der Saale 2016, 39,80 Euro.

DEBATTE ZUR »NEUEN KLASSENPOLITIK«

Klassendiskussion ist mehr als »intellektueller Streit«

Im nachfolgende Debattenbeitrag antwortet Ulrike Eifler auf den Beitrag »›Neue Klassenpolitik‹: Papiertiger oder neuer Aufbruch?« in der November-Ausgabe (Seite 8). Die Autorin ist Geschäftsführerin der DGB-Region Südosthessen und im Parteivorstand der LINKEN.

ULRIKE EIFLER

▲ Muss der Klassenkampf wieder eine größere Rolle in der politischen Linken spielen? Foto: Oliver Feldhaus/Umbruch Bildarchiv

Der Klassenbegriff ist zurück im Diskurs der Linken. Anne Seeck unternimmt in der Novemberausgabe von Contraste den Versuch, diese Diskussion in ihrer Breite zu umreißen. Doch der »intellektuelle Streit«, den sie der Linken dabei bescheinigt, ist im Kern eine strategische Debatte. Diese Debatte ist das Ergebnis eines Prozesses, in dem linke Strategiesuche und der Wiederaufschwung betrieblicher Kämpfe zusammenfallen. Sie muss daher als Antwort auf eine Gesellschaft verstanden werden, die im Umbruch ist.

Klassendiskussion und Klassenkämpfe

Den Anstoß für die Klassendiskussion gab zweifelsohne das Buch »Rückkehr nach Reims«. Der französische Soziologe Didier Eribon entwickelt darin die These, die Linke habe sich von der Klassenfrage abgewendet. Deshalb gelänge es der extremen Rechten, bis in den Bereich der organisierten Arbeiterbewegung hinein feste Bindungen aufzubauen. Diese These brachte Schwung in die Klassendiskussion, traf aber auf einen bereits vorhandenen Resonanzraum. Nach dreißig Jahren Neoliberalismus sind es die Empörung über die wachsende soziale Ungleichheit, die Sehnsucht nach einem Ende neoliberaler Politik und die Suche nach linken Gegenstrategien, die diesen Resonanzraum bis an die Oberkante füllen. Hinzu kommt die wachsende Sorge beim Blick auf die erstarkende Rechte und die Tatsache, dass selbst die Parteien der sogenannten Mitte auf einen autoritären Diskurs einschwenken und ihre Politik auf Tabubrüche ausrichten.

Zentral ist dabei, dass die Gesellschaft weit über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus im Umbruch ist. In Frankreich wird der Ausnahmezustand zum Normalzustand. In Ungarn und Polen werden Medienfreiheit und eine unabhängige Justiz in Frage gestellt. In Österreich annonciert das Innenministerium Stellenausschreibungen in Neonazimagazinen, und selbst in Deutschland werfen rechtswidrige Abschiebungen und der mysteriöse Feuertod eines zu Unrecht eingesperrten Syrers Fragen über den Charakter des Rechtsstaates auf.

In dem Maße wie der Umbau des Kapitalismus mit sozialstaatlichen Regulierungen zu einem autoritären, postdemokratischen Kapitalismus voranschreitet, spitzt sich auch die linke Strategiedebatte zu. Und je härter die Klassenangriffe von oben geführt werden, desto mehr nehmen die Klassenkämpfe von unten zu: Tarifkämpfe im Einzelhandel, Reinigungskräfte, die bundesweit den »Aufstand der Unsichtbaren« proben, Kämpfe um Personalbemessung in der Pflege und Streiks von Erzieherinnen, Sozialarbeiterinnen oder Lokführern, die weit in den gesellschaftlichen Diskurs hineinragen. Die Rückkehr des Klassenbegriffs in den Diskurs der Linken ist Ausdruck eines neuen Klassenaufbruchs. Gleichzeitig fällt der Klassenkompromiss der 70er Jahre als Angebot für linke Klassenpolitik weg. Die aktuelle Debatte darf nicht als »intellektueller Streit« missverstanden werden, sondern als Antwort auf tiefe gesellschaftliche Umbrüche, für die es linke Gegenstrategien braucht.

Klassenfragen und Identitätsfragen

Wenn gesellschaftliche Umbrüche linke Strategiedebatten provozieren, sollte es nicht verwundern, dass die Einschätzungen dazu auseinandergehen. Seeck kritisiert, dass in diesem Kontext, die stärker an Identitätsfragen orientierte Linke als elitär und überheblich dargestellt wird. Sie widerspricht der Darstellung, wonach Sozialpolitik zugunsten des Kampfes gegen Rassismus, Sexismus und Nationalismus vernachlässigt worden sei und verweist auf die Hartz-IV-Proteste und die aktuellen Bewegungen für bezahlbaren Wohnraum.

Doch linke Klassenpolitik ist mehr als gute Sozialpolitik. Weil sich im Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit Interessen nur gemeinsam durchsetzen lassen, muss sie mit der politischen Organisierung der Klasse beginnen. Ein Blick in den Süden Europas zeigt, dass die Intensität gewerkschaftlicher Kämpfe durch die Stärke des linken Flügels in der Arbeiterbewegung bestimmt wird. In der deutschen Linken war nach dem Verbot der KPD 1956 der Gedanke der Sozialpartnerschaft besonders ausgeprägt. Die einzige Partei der politischen Linken, die eine Verankerung in der Arbeiterklasse vorweisen konnte, war die SPD. Sie nutzte diese historisch gewachsene Bindung jedoch nicht, um Klassenkämpfe politisch zu flankieren, zu stärken und voranzutreiben, sondern löste diese Bindung schrittweise zugunsten eines Paktes mit dem Kapital. Und als ausgerechnet die mit dem Rückenwind der Gewerkschaften ausgestattete rot-grüne Regierung mit ungeahnter Härte einen neoliberalen Umbau vorantrieb, entstand mit der LINKEN eine Partei links von der SPD. Zu diesem Zeitpunkt war der Prozess der politischen Entwurzelung jedoch so weit vorangeschritten, dass die Arbeiterklasse weitestgehend orientierungslos zurückblieb.

Während die SPD ihren Bruch mit der Arbeiterklasse vollzogen hat, fällt es der politischen Linken bis heute schwer, sich als linker Flügel der Arbeiterbewegung zu etablieren. Nachkriegsprosperität und die ab Mitte der 70er Jahre einsetzende Weltwirtschaftskrise beförderten in der Bundesrepublik ein niedriges Niveau an Klassenkämpfen, das sich bis weit in die 90er Jahren hineinzog, und schufen für die Linke nur wenige politische Anknüpfungspunkte. Die These vom Ende der Arbeiterklasse, die in den 90er Jahren unter Soziologen Konjunktur hatte, war daher kein Zufall. Ebenso wenig wie die starke Orientierung der Linken an Revolutionen in der Dritten Welt oder die Reduzierung von Frauenrechten auf eine inklusive Sprachregelung und Frauenquoten in Aufsichtsräten. Sie war die Antwort auf das Ausbleiben emanzipatorischer Kämpfe der Arbeiterbewegung.

Klassenpolitik ist mehr als das Thematisieren der sozialen Frage. Klassenpolitik ist der Aufbau von Klassenorganisationen und das Bündeln von Klassenerfahrungen. Klassenpolitik ist die Organisierung der Klasse mit der Perspektive der Veränderung durch emanzipatorische Kämpfe. Symptomatisch für Teile der Linken ist daher, dass sie die Forderung nach einem bedingungslosen Grundeinkommen als Antwort auf Klassenerfahrungen und politische Ohnmacht betrachtet und die Perspektive von Klassenkämpfen hinter die Bitte der Almosengewährung zurückstellt.

Klassendebatte muss zu Klassenpolitik werden

Mit dem Wiederaufschwung betrieblicher Kämpfe einerseits und politischer Auseinandersetzungen um bezahlbaren Wohnraum, gegen Rechtsruck oder sexuelle Übergriffe andererseits rückt die Verbindung dieser Kämpfe als Möglichkeit wieder stärker ins Bewusstsein der politischen Linken.

Vor diesem Hintergrund ist das Buch »Neue Klassenpolitik« von Bernd Riexinger (*) einer der wichtigsten Beiträge in der aktuellen Klassendiskussion. Als Vorsitzender der Partei DIE LINKE orientiert er seine Partei und ihr Umfeld auf die notwendige Verankerung in der Klasse. Dabei nimmt er die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse der letzten 50 Jahre in den Blick. Er skizziert, wie der alte Klassenkompromiss Ende der 90er Jahre unter dem Druck der Globalisierung aufgekündigt wurde und sich die Arbeiterklasse neu ausdifferenzierte, weiblicher, migrantischer, prekärer wurde. Befristungen, Niedriglohn und Leiharbeit spalten heute die Beschäftigten in Betrieb und Gesellschaft und machen gemeinsame Gegenwehr schwieriger.

Der Ausdifferenzierung der Klasse stellt Riexinger die Idee der verbindenden Klassenpolitik entgegen, die mit dem Kampf um ein neues Normalarbeitsverhältnis einen konkreten Ausdruck finden könnte. Der Entsicherung auf dem Arbeitsmarkt soll ein neues und für alle geltendes Regelwerk entgegengesetzt werden mit dem Ziel, die Spaltung der Klasse zu überwinden und zu gemeinsamen Klassenhandeln zu kommen. Weil die Einheit der Klasse nicht die Regel, sondern die Ausnahme ist, muss verbindende Klassenpolitik darauf ausgerichtet sein, diese Einheit herzustellen. Und weil bloße Klassenlagen keine politischen Orientierungen vorgeben, sondern kollektives Klassenhandeln immer das Ergebnis von Diskussionsprozessen, Erfahrungen, durchgestandenen Kämpfen und ihrer gemeinsamen Verarbeitung ist, kommt es dabei in besonderer Weise auf die Existenz eines linken Flügels in der Arbeiterbewegung an. Parteien, die Teil dieser Verarbeitungsprozesse sein wollen, dürfen nicht neben der Klasse stehen, sondern müssen dies aus der Klasse heraus tun.

Klassenpolitik braucht Klassenerfahrungen

Die Organisierung der Klasse ist notwendig, weil sich Interessen nur gemeinsam durchsetzen lassen. Sie ist aber auch notwendig, weil eine politische Linke für die eigene politische Ausrichtung die Auseinandersetzung mit realen Klassenerfahrungen braucht. Kinderarmut spiegelt sich in wachsenden Statistiken wider, produziert vor allem aber ein tief sitzendes Gefühl der Chancenlosigkeit. Sinkende Reallöhne und Rentenkürzungen verändern unfreiwillig das Konsumverhalten und erzeugen Frust. Zerrüttete Familienstrukturen als Folge von Flexibilitätsdruck und wachsende Arbeitsverdichtung gehen mit zunehmendem Kontrollverlust einher. Das Aufwachsen in sogenannten bildungsfernen Schichten verstärkt das Gefühl, unterprivilegiert zu sein. Sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz – durch Me-too als Problem der »haute volée« sichtbar geworden – ist auch für die Frauen der Arbeiterklasse ein Problem, ihre Möglichkeit zur Gegenwehr bleibt unter den Bedingungen zunehmender Prekarisierung jedoch begrenzt.

Klassenerfahrungen begründen sich in Bildungsabschlüssen, Urlaubszielen und Wohnverhältnissen. Sie verdichten sich zu einem Gefühl der Ohnmacht, weil sich die herrschenden Machtverhältnisse darin bündeln. Dieses Gefühl lässt sich nicht durch Sozialreformen aufbrechen, sondern nur durch den gemeinsamen Kampf darum. Will die Linke über den Status der Klassendebatte hinauskommen, muss sie als Teil der Klasse dem Gefühl der Ohnmacht diese realen Kämpfe entgegensetzen. Und sie muss sich im Klaren darüber sein, dass der Klassenbegriff als sozioökonomischer und politischer Begriff in der marxistischen Tradition für die Strategie des revolutionären Bruchs, für die Überwindung der kapitalistischen Ordnung steht.

(*) Bernd Riexinger: Neue Klassenpolitik - Solidarität der Vielen statt Herrschaft der Wenigen. VSA, Hamburg, 160 Seiten, 2018, 14,80 Euro

ANZEIGE

Informativ, knapp und klar:

Ossietzky

Die Schaubühne seit 1905
Die Weltbühne seit 1918
Ossietzky seit 1998

»Der Krieg ist ein besseres Geschäft als der Friede. Ich habe noch niemanden gekannt, der sich zur Stillung seiner Geldgier auf Erhaltung und Förderung des Friedens geworfen hätte. Die beutegierige Canaille hat von eh und je auf Krieg spekuliert.«
Carl von Ossietzky in der Weltbühne *vom 8. Dezember 1931*

Ossietzky erscheint alle zwei Wochen – jedes Heft voller Widerspruch gegen angstmachende Propaganda, gegen Sprachregelung, gegen das Plattmachen der öffentlichen Meinung durch die Medienkonzerne, gegen feigen Selbstbetrug.

Ossietzky herausgegeben von Matthias Biskupek, Rainer Butenschön, Daniela Dahn, Rolf Gössner, Ulla Jelpke und Otto Köhler, begründet 1997 von Eckart Spoo.

Ossietzky – die Zeitschrift, die mit Ernst und Witz das Konsensgeschwafel der Berliner Republik stört.

Ossietzky Verlag GmbH • ossietzky@interdruck.net
Siedendolsleben 3 • 29413 Dähre • **www.ossietzky.net**

Kampagne für Saubere Kleidung

DIE CLEAN CLOTHES CAMPAIGN

Weltweites Netzwerk für faire Kleidungsproduktion

▲ Eine Nähfabrik in Südindien.

Foto: Gisela Burckhardt, FEMNET e.V.

Auf Initiative verschiedener niederländischer Organisationen entstand 1990 die internationale »Clean Clothes Campaign« (CCC). Ab 1995 gründeten sich nach und nach in Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, Großbritannien, Österreich, Schweden, der Schweiz und Spanien nationale CCCs. In Deutschland fanden sich 1996 Gewerkschaften, kirchliche, entwicklungspolitische und Frauen-Organisationen zusammen, um die »Kampagne für saubere Kleidung« (CCC-D), ins Leben zu rufen. Zurzeit sind in der Kampagne 24 Trägerorganisationen und zehn Regionalgruppen aktiv.

CHRISTIANE SCHNURA,
KOORDINATORIN DER KAMPAGNE FÜR SAUBERE KLEIDUNG

In den siebziger Jahren verlagerte die bundesdeutsche Bekleidungsindustrie ihre Produktion in die sogenannten Billiglohnländer. Das heißt, europäische und somit auch bundesdeutsche Bekleidungshändler vergaben und geben immer noch Aufträge an Großnähereien in Mittelamerika, Asien und seit 1989 auch an Länder in Osteuropa. Die Bekleidungsunternehmen selbst haben so gut wie keine eigene Fabrikation mehr und sind deshalb in der Lage, ihre Aufträge nur demjenigen Anbieter zu geben, der die »günstigsten« Konditionen einräumt. Im Klartext: Der billigste Anbieter bekommt den Auftrag und die Leidtragenden sind die zum größten Teil weiblichen Beschäftigten in den Nähfabriken. Die meist unmenschlichen Arbeitsbedingungen der Näherinnen in der weltweiten Bekleidungsindustrie wurden zum Thema der Clean Clothes Campaign (CCC). Die Forderungen der Kampagne für ›Saubere‹ Kleidung orientieren sich an den Kernarbeitsnormen, die von der ILO (Internationale Arbeitsorganisation) entwickelt und von Deutschland auch ratifiziert wurden. Diese Kernarbeitsnormen sind: Organisationsfreiheit, Recht auf Tarifverhandlungen, Verbot von Zwangsarbeit, Mindestalter, Antidiskriminierung, angemessener Lohn, Arbeitsstundenregelung und Sicherheit und Gesundheit am Arbeitsplatz. Wobei hinsichtlich des Lohnes die Forderungen der CCC-D deutlich über denen der ILO liegen. Die CCC-D fordert die Zahlung eines existenzsichernden Lohnes, der den Bedarf einer vierköpfigen Familie abdeckt, inklusive Rücklagen für das Alter, Schulgeld, etc.

Die CCC-D fordert die Bekleidungsunternehmen auf, die Einhaltung dieser Standards von einer unabhängigen Institution, das heißt mit den Arbeitnehmervertretungen in den Produktionsländern, kontrollieren zu lassen.
Mittlerweile haben fast alle großen Bekleidungsunternehmen einen eigenen Verhaltenskodex, der sich in der Regel an den acht Kernarbeitsnormen der ILO orientiert. Doch was nützen derartige Verhaltenskodizes, wenn deren Einhaltung nicht unabhängig, das heißt auch unter Einbeziehung der Gewerkschaften im Produktionsland, den Arbeiter*innen und anderen zivilgesellschaftlichen Gruppen, kontrolliert wird? Vielfach sind sie das Papier nicht wert, auf dem sie stehen.

Was ist mit unmenschlichen Arbeitsbedingungen gemeint?

Sexuelle Belästigung, Zwang zu Überstunden, Hungerlöhne, Gewerkschaftsunterdrückung – so sieht der traurige Alltag von Näherinnen in den weltweiten Zulieferfabriken von Modemultis aus den Industrieländern aus. Junge Frauen leben in extremer Armut. Sie verdienen so wenig, dass noch nicht einmal die Grundbedürfnisse befriedigt werden können. Sie leisten unzählige Überstunden ab und sind gezwungen, ihre Kinder zu Verwandten in entlegene Dörfer zu schicken. Sie nähen für transnationale Unternehmen, die auf ihrem Rücken hohe Profite erzielen.

Wie kann die Kund*in sich orientieren?

Viele Verbraucher*innen wollen ›saubere‹ Kleidung kaufen. Sie wissen jedoch nicht, worauf sie beim Kauf achten müssen. Auch im Bekleidungssektor gibt es mittlerweile eine Vielzahl von unternehmenseigenen Siegeln. Diese Siegel haben zwar häufig hohe Ansprüche, da aber ihre Einhaltung nicht unabhängig kontrolliert wird, ist ihre Aussagekraft fragwürdig. Viele der Siegel beziehen sich ausschließlich auf Umweltaspekte. Bei den Verbraucher*innen wird jedoch häufig der Eindruck erweckt, »bio« sei gleich »fair« hergestellt. Dies ist aber nicht zwangsläufig der Fall. Orientierung gibt das online Portal »grüne Mode« (www.ci-romero.de/gruenemode) der Christlichen Initiative Romero, einer Trägerorganisation der Kampagne. Auch bei den anderen Trägerorganisationen der CCC-D finden sich hilfreiche Tipps für den Einkauf.

Als Kaufalternative bietet sich natürlich hier in Deutschland produzierte Kleidung an. Ferner Bekleidungsstücke, die von Unternehmen angeboten werden, die sich unabhängig kontrollieren lassen. Auch diese Marken und Läden sind auf dem Online-Portal zu finden. Doch Fakt ist: Es gibt kein einheitliches Sozialsiegel für Textilien. Die Verbraucher*innen müssen also mühsam nach Kaufalternativen suchen. Doch vor dem Kauf sollte die Frage stehen: Brauche ich wirklich ein neues Kleidungsstück? In der Regel sind unsere Kleiderschränke mehr als voll. Hier ist nachhaltiger und bewusster Konsum gefragt. Doch wenn wir schon Kleidung kaufen müssen, die konventionell, also unter schlechten Arbeitsbedingungen hergestellt wurde, sollten wir wenigstens dagegen protestieren. Dazu bietet die Homepage der CCC-D viele Möglichkeiten.

Was sind die Perspektiven?

Zwar haben Unternehmen auf jahrelangen öffentlichen Druck der Kampagne reagiert und bei einzelnen Zulieferern Verbesserungen durchgesetzt. Jedoch mangelt es nach wie vor an einer dauerhaften Teilhabe der Beschäftigten und an unabhängigen Kontrolleinrichtungen. In den 22 Jahren ihrer Existenz hat die Kampagne für ›Saubere‹ Kleidung einiges erreicht: Durch Aufklärungs- und Öffentlichkeitsarbeit ist das gesellschaftliche Bewusstsein für menschenunwürdige Arbeitsbedingungen in der weltweiten Bekleidungsindustrie enorm gewachsen. Die Beteiligung von Verbraucher*innen an Unterschriftenkampagnen, Musterbrief- und Eilaktionen ist beachtlich. Ein Netz von Organisationen und Personen aus Industrie- und Entwicklungsländern wurde aufgebaut, das im Fall von Arbeitskonflikten eng zusammenarbeitet. In den Niederlanden wurde 1999 die »Fair Wear Foundation« gegründet, eine unabhängige Verifizierungseinrichtung, in der Unternehmensverbände, Gewerkschaften und Nicht-Regierungsorganisationen vertreten sind. Trotz dieser Fortschritte konnten jedoch Verbesserungen der Arbeitsbedingungen in der weltweiten Bekleidungsindustrie bisher nur in Einzelfällen erreicht werden. Es ist eher so, dass die kapitalistische Globalisierung zu einer weiteren Spaltung der Welt in Arm und Reich führt.

Weitere Informationen zur Kampagne unter:
www.saubere-kleidung.de

MODEINDUSTRIE AUF DEM PRÜFSTAND

Schick oder scheußlich?

Gisela Burkhardt weist in ihrem Buch »Todschick – Edle Labels, billige Mode – unmenschlich produziert« nach, dass nicht nur Billigmarken wie Primark oder KiK, sondern auch Luxusmarken kaum etwas unternehmen, um Giftstoffe aus ihrer Mode zu verbannen und zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen entlang der Lieferkette beizutragen.

ARIANE DETTLOFF, REDAKTION KÖLN

Es ist ein Riesenmarkt: 80 Milliarden fabrikneue Bekleidungsstücke werden jedes Jahr weltweit gekauft. Alle im Jahr 2015 in Deutschland verkauften Textilien (Jahresumsatz 62 Milliarden Euro) haben weltweit Umweltkosten von 3,9 Milliarden US-Dollar verursacht. Drei Prozent der globalen CO2-Emissionen sind der Modeindustrie geschuldet. Nicht nur Umweltgifte, auch immenser Wasserverbrauch etwa in der Baumwollproduktion schädigt massiv die Umwelt. Rund 8.000 Liter Wasser schluckt eine einzige Jeans! Synthetische Fasern sondern beim Waschen Mikroplastik ab, das über die Gewässer die Nahrungskette erreicht. Ein Polyester-Kleid braucht über 200 Jahre zum Verrotten, ein Wollpullover vier bis fünf Jahre, ein Viskose-T-Shirt vier bis sechs Wochen.

Abhilfe durch Recycling?

Greenpeace hat sich gründlich mit Umweltschäden durch die Textilindustrie befasst und eine »Detox-Kampagne« ausgerufen. Einige Modeketten haben sich daraufhin verpflichtet, bis 2020 Schadstoffe durch ungefährliche Substanzen zu ersetzen. Es würde Sinn machen, Kleider nach dem »Cradle to Cradle« - Prinzip zu produzieren, das heißt in geschlossenen Kreisläufen. So würde nicht nur die Umwelt geschont, sondern auch die Gesundheit der Textilarbeiter*innen. Die Realität sieht anders aus: Viele Näherinnen des Südens schuften bis zu 100 Stunden pro Woche. Sie trinken möglichst wenig, um nur selten zur Toilette zu müssen und das Produktionssoll zu erreichen – und kippen in den heißen Fabrikhallen immer wieder ohnmächtig um.

Manch einer hält Recycling für einen Ausweg aus dem Dilemma – etwa aus Pet-Flaschen hergestellte Kleidung. Aber diese kann bis zu 250.000 Mikrofasern pro Waschgang absondern, die, wenn sie in die Gewässer gelangen, die Nahrungskette vergiften. Es empfiehlt sich daher, Kleidung aus synthetischen Fasern mit einem Cora Ball zusammen in die Maschine zu werfen. Der sammelt mit seinen Fangarmen die gelösten Mikroplastikteilchen aus dem Waschwasser, und man kann sie dann als Fusseln im Restmüll entsorgen.

Viele Informationen vermittelt der Fair Fashion Guide der NGO »femnet«, die sich für die Rechte von Frauen in der globalen Bekleidungsindustrie einsetzt. Sie fordert, dass die Modefirmen Verantwortung für existenzsichernde Löhne entlang der Lieferkette übernehmen und die Politik verbindliche Regeln für die Bekleidungsindustrie schafft. Femnet ist Mitglied in der selbstorganisierten Clean Clothes Campaign (CCC, siehe Text oben). Diese weist darauf hin, dass »ein rigider Konsumverzicht oder Boykott auf Dauer den Arbeiter*innen in den Fabriken nicht hilft«. Besser sei es, den Firmen immer wieder mitzuteilen, was man sich wünscht: Kleidung ohne Ausbeutung.

Eine Alternative heißt: Selbermachen statt Shoppen. So hat Greenpeace eine »Make smthng-Woche« ausgerufen: »Statt auf Schnäppchenjagd zu gehen, treffen wir uns mit Gleichgesinnten, um gemeinsam kreativ zu sein. Wir bringen uns gegenseitig neue Fertigkeiten bei. Wir machen das Beste aus unseren Besitztümern – indem wir sie reparieren und verschönern. Zusammen können wir aus der Ressourcenverschwendung und dem globalen Überkonsum aussteigen.«

Weitere Infos: www.fashionrevolution.org

EIN PORTRÄT

»Von unserem Gehalt können wir nicht leben«

Rom Sokha (33 Jahre) arbeitet als Verpackerin in einer Fabrik, die zum Unternehmen Yung Wah Industrial gehört – ein Unternehmen mit Hauptsitz in Singapur und mit zahlreichen Bekleidungsfabriken in Malaysia, El Salvador und Kambodscha. In der kambodschanischen Textilfabrik, die sich 30 Minuten südlich von Phnom Penh befindet, werden T-Shirts, Jacken und Hosen unter anderem für GAP hergestellt.

CHRISTLICHE INITIATIVE ROMERO

▲ Rom Sokha arbeitet in einer Textilfabrik in Kambodscha. Foto: Martin de Wals

Anfang 2014 forderten Hunderttausende von TextilarbeiterInnen in Kambodscha die Erhöhung des staatlichen Mindestlohns, doch wurden die Proteste blutig niedergeschlagen. Die Textilindustrie ist wichtig für das kleine asiatische Land, denn rund 80 Prozent der Exporte sind Textilien. Rund 650.000 Menschen arbeiten in den unzähligen Fabriken zu Hungerlöhnen, so auch Rom Sokha. Sie lebt mit ihrem zehnjährigen Sohn in einem winzigen Raum in der Nähe der Fabrik. Vier Wände, ein Bett und eine kleine Kochstelle in einer Ecke – das ist alles, was sie für 30 Euro pro Monat finden konnte, Wasser und Strom eingeschlossen. Ihr Ehemann lebt von Zeit zu Zeit bei ihnen, aber meistens bleibt er auf dem Land, wo er Gemüse anbaut. Pro Ernte muss er dafür zwölf Euro Pacht bezahlen. Angesichts der Dürren, der Überflutungen und der Insekten wisse Sokha nie im Voraus, wie viel ihr Mann zum Familieneinkommen beisteuern wird. Mit dem Lohn von der Arbeit bei Yung Wah versorgt sie die Familie. Als sie noch die Nächte durcharbeiten konnte, schickte sie zudem Geld an ihre zwölfköpfige Familie in ihrer Heimatstadt. Doch heute kann sie dies nicht mehr. Sokha ist zwar erst 33 Jahre alt, aber aufgrund des jahrelangen Akkordmarathons in der Fabrik leidet sie bereits an schweren Magen- und Darmkrankheiten und hat Herzprobleme.

»Ich durchlebe eine sehr schwierige Zeit. Ich wurde mehrere Male ohnmächtig, in der Fabrik und auch zu Hause. Weil ich mir keinen Arzt oder Medikamente leisten kann, versuchte ich Naturheilmittel zu finden, um die Schmerzen zu lindern«, erklärt Sokha betrübt. Wie alle in der Fabrik verdient sie derzeit den kärglichen Lohn von 60 Euro im Monat. Aufgrund ihrer Krankheit kann sie den Lohn nicht wie früher durch Überstunden aufbessern. »Das schaffe ich jetzt nicht mehr«, stellt die junge Frau resigniert fest.

Die Lebenshaltungskosten in Kambodscha steigen derzeit dramatisch. Sokha muss überall Geld sparen, auch beim Essen. »Wir versuchen, nicht mehr als einen Euro pro Tag für Essen auszugeben.« Sokha und ihr Sohn essen daher vom Frühstück bis zum Abendessen nur Reis mit ein bisschen Fleisch. Das ist nicht genug, besonders nicht für den Jungen. »Er ist untergewichtig. Er ist oft krank und verpasst die Schule regelmäßig«, sorgt sich Sokha. »Wenn ich mehr Geld hätte, könnte ich Früchte kaufen, um ihn besser zu ernähren. Aber das ist nicht möglich.«

Mit ihrem Gehalt kann Sokha kaum das Geld für die Schule aufbringen. Obwohl ihr Sohn eine öffentliche Schule besucht – die offiziell nicht kostenpflichtig ist –, muss sie trotzdem für den Lehrer zahlen. Da ihr Gehalt nicht reicht, um alle monatlichen Ausgaben zu decken, muss Sokha bis zu 40 Euro pro Monat vom lokalen Geldverleiher borgen. Wie bei so vielen ArbeiterInnen in Kambodschas Bekleidungsindustrie steigen auch Sokhas Schulden, Monat für Monat. Heute betragen Sokhas Schulden mehr als 80 Euro und die Zinssätze der Geldverleiher sind hoch.

»Ich verstehe nicht, warum wir so wenig verdienen. Wenn ich GAPs Boss treffen könnte, würde ich ihm erzählen, dass wir dringend mehr Geld brauchen, um zu überleben. Von unserem Gehalt können wir weder gut leben noch uns um unsere Familien kümmern. Viele von uns sind erschöpft und krank wie ich. Das kann nicht länger so weitergehen,« klagt Sokha. Wenn sie könnte, würde sie die Fabrik verlassen – aber sie kann nicht.

aus: »BrennPunkt - Raus aus der Konsumfalle«

BRIEF EINER H&M-ARBEITER*IN IN ITALIEN

»Ich hatte gedacht, Sklavenarbeit sei vor 200 Jahren abgeschafft worden«

Eine Arbeiterin beim H&M Logistik-Zentrum in Stradella, Italien, solidarisiert sich mit ihren Kolleg*innen in der Kleidungsproduktion:

Ich arbeite in Italien dafür, dass die Kleidung, die ihr genäht habt, zu den Konsument*innen kommt. Im Bericht der Kampagne für Saubere Kleidung habe ich über eure Arbeitsbedingungen gelesen: »H&M hat existenzsichernde Löhne versprochen, doch Hungerlöhne sind die Realität.« Meine Geschichte als Arbeiter*in unterscheidet sich nicht sehr von eurer, und ich möchte mich mit euch solidarisieren.

Seit 2016 arbeite ich in dem italienischen Logistik-Zentrum von H&M, das von XPO betrieben wird, einem internationalen Transport- und Logistik-Unternehmen. Unser Zentrum beliefert 18 Länder mit H&M-Produkten. Als Alleinerziehende von zwei Kindern bin ich harte Arbeit gewöhnt – notfalls sogar sieben Tage in der Woche. Allerdings hatte ich nicht erwartet, dass für H&M zu arbeiten mein Leben so grundlegend verschlechtern würde.

In der großen Lagerhalle, in der ich arbeite, wo damals 350 Personen beschäftigt waren (größtenteils Frauen und Migrant*innen), fing die Tagschicht um halb fünf Uhr morgens an und wir wussten im Voraus nicht, wann sie enden würde, wann wir nach Hause gehen durften. Manchmal waren es vier Arbeitsstunden, manchmal zwölf Stunden. Eine knappe Mitteilung am Vorabend informierte uns über die Arbeitszeit des kommenden Tages.

In meiner Abteilung sortieren wir die Waren, die dann verpackt und versendet werden sollen. Dabei muss ich stundenlang stehen und Körbe von einem Fließband heben und Sachen aussortieren. Alle müssen wir mit hoher Geschwindigkeit arbeiten, um das Produktionsziel zu erreichen und nicht zu riskieren, gefeuert zu werden.

Sehr bald bekam ich Rückenschmerzen und hatte überhaupt kein Privatleben mehr. Es gab keine Auszeit, nicht einmal für einen Arztbesuch. Schon gar nicht für Familienangelegenheiten oder zum Besuch von Freund*innen oder etwa Mußestunden nach einem langen harten Arbeitstag, der um drei Uhr morgens begonnen hatte. Und ich sah, wie Kolleginnen am Arbeitsplatz aufgrund der Hitze ohnmächtig wurden. Für unsere harte Arbeit bekamen wir nur rund 1.000 Euro. Das reicht in meinem Land nicht einmal für den halben Monat und die Bezahlung von Miete und Rechnungen, besonders wenn man wie ich in einer Familie mit Kindern Alleinverdiener*in ist.

Wenn jemand mich nach meiner Arbeit fragte, antwortete ich: »Ich hatte gedacht, Sklavenarbeit sei vor zweihundert Jahren abgeschafft worden.« Ich war verblüfft, dass in Italien, einem EU-Staat, so etwas passieren kann, ohne dass irgendjemand auch nur denkt, das sei unrecht. Eineinhalb Monate nach meinem Arbeitsantritt in dieser Lagerhalle entschloss ich mich, in die unabhängige Gewerkschaft S.I.Cobas einzutreten. Mir war klar, dass ich dadurch meinen Job riskierte. Aber ich wollte meinen Kolleg*innen beistehen, die gerade angefangen hatten, für akzeptable Arbeitsbedingungen zu kämpfen. Wir organisierten Aktionen und Streiks. Deswegen wurden wir verklagt und bekamen Abmahnungen. Einigen Zeitarbeiter*innen wurde wegen ihrer Gewerkschaftstätigkeit fristlos gekündigt.

Aber wir hatten auch einige Erfolge. Jetzt haben wir feste Arbeitszeiten und Wochenpläne für die Schichteinteilung, auch bessere Beziehungen zum Management und verbesserte Sicherheitsmaßnahmen in der Lagerhalle zum Beispiel. Aber angemessene Entlohnung haben wir leider noch nicht erreicht. Samstage zählen weiterhin als normale Werktage. Für Sonntage müsste der volle Wochenendzuschlag bezahlt werden. (…)

Während ich dies schreibe, erfahre ich, dass XPO gerade einen Prozess gegen meine Gewerkschaft und 147 Arbeiter*innen anstrengt. Sie beklagen Gewinneinbußen und Imageschäden wegen unserer Streiks. Schlimmer noch ist: Sie haben angekündigt, 400 bis 450 befristete Arbeiter*innen aus unserer Lagerhalle zu entlassen, weil H&M neue Zentren in Europa eröffnen will.

Aber das wird uns nicht stoppen – wir müssen unseren Kampf fortsetzen! Wir müssen uns für unsere Würde, für unsere Rechte und ein besseres Leben in einer besseren Welt einsetzen.

Darum versichere ich euch meine volle Solidarität, meine lieben Kolleg*innen , die ihr so weit von mir weg und doch mir so nah seid.

Quelle: Kampagne für Saubere Kleidung, übersetzt aus dem Englischen von Ariane Dettloff

ANZEIGE

Buchtipps

Ein nützliches Handbuch hat die Christliche Initiative Romero CIR veröffentlicht. Sie durchleuchtet 88 Label, Initiativen und Unternehmen von Aldi bis zur World Fair Trade Organisation für Textilien und Lebensmittel. Bewertet werden deren soziale und ökologische Standards sowie ihre Glaubwürdigkeit.

Der »Wegweiser durch das Label-Labyrinth« kann online bestellt werden (2 Euro): www.ci-romero.de/produkt/wegweiser-durch-das-label-labyrinth

In seinem kritischen Beitrag zur Debatte um Macht und Ohnmacht der Verbraucher*innen zeigt Caspar Dohmen, wann sie erreichten, was sie wollten, wann und weshalb sie scheiterten, und fragt nach Potenzial und Grenzen von gezieltem Konsum als Mittel gesellschaftlicher Gestaltung.

Caspar Dohmen: Otto Moralverbraucher - Vom Sinn und Unsinn engagierten Konsumierens. Orell Füssli Verlag 2014, 221 Seiten.

Appell

der Clean Clothes Campaign an H&M

Wir, Ihre Kund*innen und potenziellen Kund*innen, fordern Sie auf, den Arbeiter*innen in der gesamten H&M-Lieferkette faire und existenzsichernde Löhne zu zahlen und ihre Arbeitsbedingungen zu verbessern. Auf diese Weise würden Sie die Lebensbedingungen von Hunderttausenden Menschen verbessern, die tagtäglich Kleidung für uns herstellen.

Bei Redaktionsschluss hatte der Appell 143.015 Unterzeichner*innen. Link: https://turnaroundhm.org

DIE KÖLNER KLEIDEREI

Leihen statt kaufen

Seit 2016 gibt es sie, die Kölner Kleiderei. Wer die »untragbare« Wegwerf-Mode scheut, die nicht nur dem Planeten, sondern auch den Produzent*innen schadet, kann doch einfach Kleidung leihen statt kaufen. Diese Idee hatten die Mode-Design-Studentin Lena Schröder und ihre Freundinnen Thekla Wilkening und Pola Fendel 2012. Daraus entstand zunächst ein Leihkleiderladen in Hamburg St. Pauli, dann ein Leihkleiderversand und 2016 die Kleiderei im Kölner Stadtteil Ehrenfeld. Contraste-Redakteurin Ariane Dettloff sprach mit Gründerin Lena.

Was hat euch motiviert, gemeinsam so einen ungewöhnlichen Laden zu gründen?

Unser erster Gedanke war, dass es schön wäre, mehr Auswahl an Mode zu haben, ohne ständig shoppen zu müssen. Irgendwie hatten wir Lust auf neue Sachen, auf mehr Abwechslung im Kleiderschrank, fanden es aber total blöd und teuer dazu, ständig etwas Neues zu kaufen. Wir hatten ja immer schon alle untereinander Kleidung getauscht. Wir drei dachten, dass wir sicher nicht die einzigen sind, die eine Alternative zum Klamotten-Konsumwahn suchten. Leihen statt kaufen – das fanden wir sinnvoll.

Fair statt »fast« und vergiftet – das hattet ihr auch zuvor schon realisiert?

Ja, schon 2003 habe ich ein Upcycling – Slow Fashion-Modelabel gegründet, damit gute gebrauchte Kleidung nicht im Müll landet: »Trinkhallen Schickeria« haben wir es genannt. Aus abgelegten Klamotten und alten Stoffen Das gab es auch noch bis vor Kurzem. Wir haben jetzt pausiert, weil einfach die Kleiderei unsere ganze Zeit und unsere ganze Aufmerksamkeit fordert. Für das Trinkhallen Schickeria-Label wurde alles nachhaltig und fair in Köln produziert wird. Es ist schön zu merken, dass unser Konsumverhalten heute immer stärker hinterfragt wird. Es gibt immer mehr Menschen, die sich damit auseinandersetzen und verstehen, dass das Konsumverhalten der Teil ist, der das System am Laufen hält. Die Missstände in den Produktionsketten werden häufiger öffentlich gemacht – und das ist gut so!

Du wolltest nicht neu kaufen – was waren die ökologischen und sozialen Aspekte dabei?

Wir haben Vintage Stoffe, alte Kleidungsstücke und Überproduktionen für das Trinkhallen Schickeria Label einzeln ausgesucht und zusammengesammelt, um sie dann neu zu verbinden. Wichtig dabei sind: Regionalität, Ressourcenschonung, Handarbeit, sinnvolle Kooperationen, die Synergien schaffen, sowie Teilen, Leihen und Reparieren. Es gibt bereits so viele Textilien auf der Welt, die wiederverwertet werden wollen, dass es gar keine Notwendigkeit dafür gibt, Dinge komplett neu zu produzieren. Deswegen dachten wir ja, es ist doof, immer neu zu kaufen. Wir haben auch schon immer sehr viel Secondhand gekauft, aber selbst da quillt der Schrank schnell über. Einfach, um nicht kaufen zu müssen und sich nicht vollzumüllen – daraus hat sich die Idee des Leihladens ergeben. Pola und Thekla haben dann in Hamburg St. Pauli einen Ort gefunden, an dem man das ausprobieren konnte.

Wie war die Resonanz?

Innerhalb von einem Jahr war das Presse-Echo so eindrucksvoll, dass wir gemerkt haben: Deutschlandweit interessiert es die Leute, Kleidung zu leihen. Deswegen haben die beiden damals beschlossen, das in einen Online Versand umzuwandeln, um überregional Kund*innen bedienen zu können, die Lust haben Kleider zu leihen.

Und wie hat sich das dann entwickelt?

Es ging sehr schnell. Momentan pausiert der Online-Versand. Es gibt zur Zeit nur die Filiale in Köln. Weil wir eine so hohe Nachfrage hatten, die wir als so kleines Team nicht mehr bedienen konnten, weil wir aber auch einfach keine Finanzierung hatten und das deswegen gerade nicht weiter ausbauen können.

Nicht so viel Müll erzeugen ist der eine Gesichtspunkt - aber die Herstellung der Kleidung ist ja auch in der Regel mehr als fragwürdig?

▲ Zu Besuch in der Kölner Kleiderei. Foto: Mona Schulzek

Ja, auf jeden Fall. Das zeigt sich drastisch, wenn man sich mal damit beschäftigt, und das sollte eigentlich jeder mal machen … Wir arbeiten ja auch vorwiegend mit schon bestehenden Kleidungsstücken. Also zum einen mit Labels, die fair produzieren und nachhaltige Rohstoffe benutzen, zertifizierte Materialien verwenden – es gibt ein paar Marken, mit denen wir kooperieren, Armed Angels zum Beispiel und Lanius. Sonst haben wir nur Second Hand Sachen. Wir möchten die Sachen, die sowieso schon produziert wurden, einfach gemeinschaftlich noch so lange nutzen, wie sie nutzbar sind, bevor sie dann immer noch recycelt werden können.

Wer kommt denn in den Kölner Laden?

Das ist ganz unterschiedlich. Wir haben 14-jährige Schülerinnen, die gerade versuchen, zu ihrem Stil zu finden, die alles mögliche ausprobieren wollen. Sie kommen manchmal mit ihren Müttern. Die sagen: Tob dich hier aus, ich bezahl dir das! Es kommen auch viele Studierende, für die natürlich auch das Ausprobieren angesagt ist, aber auch der Effekt, dass man beim Leihen statt Kaufen Geld spart. Und es kommen viele aus der Nachbarschaft, die das toll finden. Wir haben Mitglieder im Alter von 14 bis 65.

Mehr Frauen als Männer?

Nur Frauen.

Aus welcher sozialen Schicht? Kannst du das einschätzen?

Das kann ich schwer sagen, es sind ja immer noch 25 Euro im Monat Mitgliedsbeitrag. Wer sehr auf's Geld achten muss, dem ist das trotzdem zu viel. Leider. Denn das ist tatsächlich der günstigste Preis, zu dem wir das anbieten können. Und wir wollen es auch so, damit jeder, der Lust hat Kleider zu leihen, es irgendwie hinkriegen kann.

Was bekommt man für fünfundzwanzig Euro? Wie oft kann man da Kleidung wechseln?

Man kann so oft wechseln, wie man möchte. Man bestimmt selbst, wann man Sachen austauschen will. Du kannst immer vier Teile gleichzeitig ausleihen und sie so lange behalten wie du möchtest und so oft tauschen wie du willst. Zu den Öffnungszeiten kann man immer etwas zurückgeben und gegen etwas anderes tauschen. Man muss nicht alle vier Teile gleichzeitig tauschen, sondern: Was man sich satt gesehen hat, bringt man zurück und kann dafür was Anderes mitnehmen.

Und wie funktioniert das? Kommen die Sachen in gutem Zustand zurück? Und was, wenn nicht?

Da gibt es natürlich schon Spielregeln. Wir haben allgemeine Geschäftsbedingungen. Jedes Teil hat ja auch einen Kaufpreis für den Fall, dass man sich nicht mehr davon trennen mag. Der muss dann erstattet werden, wenn etwas verloren geht. Wenn etwas so kaputt ist, dass man es nicht mehr reparieren kann, muss man die Hälfte des Kaufpreises erstatten, die andere Hälfte übernehmen wir, weil wir es noch zum Upcyceln nutzen können. Wäre es das eigene Kleidungsstück gewesen, hätte man hundert Prozent Schaden.

Könnt ihr denn davon existieren?

Nein. Es heißt ja: Die ersten drei Jahre muss man durchhalten, wenn man so einen Laden aufmacht. Das erste Jahr war bei uns richtig hart. Also ich habe auch noch andere Jobs. Wir arbeiten ja auch mit Kleiderspenden. So ein bisschen sind wir darauf auch angewiesen. Man kann Kleiderspenden bei uns abgeben, so dass die Sachen eben nicht verhäckselt werden – auch wenn es dann vielleicht nochmal recycelt wird, das ist ja auch möglich, wenn etwas abgetragen ist. Also gute Kleidung kann man sehr gerne bei uns abgeben, damit sie noch gemeinschaftlich benutzt werden kann.

Ihr seht euch auch als Gemeinschaft?

Ja, durch diese Mitgliedschaft und auch durch den Austausch auf Vertrauensbasis. Das funktioniert tatsächlich. Die Frauen, die mitmachen, verstehen sich als Teil dieser Gemeinschaft und passen gut auf die Sachen auf. Es passiert äußerst selten, dass etwas kaputt geht.

Weißt du, wie viele solche Klamotten-Leihläden es überhaupt in der Bundesrepublik gibt?

Wohl keine – zumindest nicht mit dem nachhaltigen Anspruch. Es gibt zwar immer schon Läden, wo man sich für einen bestimmten Anlass, Hochzeiten zum Beispiel oder Beerdigungen, etwas leihen kann, aber dass man sich Alltagskleidung zu einem Mitgliedspreis leihen kann, das gibt es sonst nicht.

Und wie kleidest du dich selbst?

Ich kaufe seit rund fünfzehn Jahren nur noch Secondhand und von Marken, die ich kenne und von denen ich weiß, wie sie produzieren – oder von Freund*innen, die selbst nähen. Das ist bei meinem ganzen Team ähnlich, und wir leihen uns natürlich auch Sachen im Laden aus.

Welche Resonanz findet dein Outfit in deinem Umfeld?

Ich bekomme viel positives Feedback. Ich glaube, man sieht es mir auch nicht an, dass ich nur Secondhand-Kleidung trage. Wenn man da bestimmte Vorurteile hätte, wie das denn aussehen sollte, dann würde da wahrscheinlich keiner drauf kommen.

Literatur: Kirsten Brodde, Alf-Tobias Zahn: Einfach anziehend. Der Guide für alle, die Wegwerfmode satthaben. oekom-Verlag, 144 Seiten, 15 Euro.

Erfolgreich für Entschädigung gekämpft

Ende Mai 2018 entließ die guatemaltekische Maquila Sam Sol viele Arbeiter*innen und verweigerte ihnen die gesetzlich vorgeschriebenen Entschädigungszahlungen. 34 der Arbeiter*innen suchten daraufhin Unterstützung bei der CIR-Partnerorganisation CEADEL, die für Arbeitsrechte streitet und Rechtsberatung bietet. CEADEL wendete sich an den Markenhersteller Philipp van Heusen (PvH, dazu gehören unter anderen die Marken Tommy Hilfiger und Calvin Klein) in den USA, sowie an das Arbeitsministerium in Guatemala. Die Arbeiter*innen demonstrierten für ihre Forderungen nach Entschädigung. Mit Erfolg! Mitte Juli erhielten die 34 entlassenen Arbeiter*innen Abfindungen seitens der Fabrik Sam Sol in Höhe von 120.000 US-Dollar.

Quelle: Presente, Bulletin der Christlichen Initiative Romero 4/2018

ANZEIGE

BLOGGERIN OLGA WITT UND IHR MINI-KLEIDERSCHRANK

Zero Waste

Olga Witt hat sich dem Zero-Waste-Ziel verschrieben, d.h. sie strebt danach, so wenig Müll wie möglich zu hinterlassen. Sie betreibt nicht nur den Kölner Unverpackt-Laden »Tante Olga«, sondern kauft auch kaum neue Kleidung. Contraste-Redakteurin Ariane Dettloff stellte ihr ein paar Fragen.

Wann hast du dir zuletzt ein Kleidungsstück gekauft?

Hmmm – ich habe mir vor ein paar Wochen eine Unterhose gekauft.

Okay – und Oberbekleidung?

Das dürfte fünf, sechs Jahre her sein.

Wie kommst du denn an deine Klamotten?

Meistens reichen mir die Klamotten, die ich habe und brauche gar keine neuen. Was ich alternativ ganz gerne mache, ist Kleidertausch. Das macht Spaß – also meistens Kleidertausch. Manchmal bekomme ich auch Kleidung von Freundinnen oder von unseren erwachsenen Kindern, die die nicht mehr haben wollen.

Macht ihr dann Kleidertausch-Parties?

Ja so Veranstaltungen, genau.

Worauf achtest du bei deiner Kleidung?

Wenn ich sie gebraucht bekomme, auf nicht so viel, außer dass ich sie schön finde. Wenn ich etwas Neues kaufe, dann, dass das auf jeden Fall natürliche Materialien sind – faire Bio-Baumwolle – nicht unbedingt Baumwolle, aber auf jeden Fall fair gehandelt und Bio-Qualität.

Welchen Vorteil hat dein persönlicher Umgang mit Mode?

Ich habe einen sehr kleinen Kleiderschrank. Für mich bedeutet das viel weniger Zeitaufwand, mir morgens ein Outfit zurechtzusuchen, weil eigentlich nur Lieblingsteile im Schrank liegen und ich auch kein Problem damit habe, sie mehrmals hintereinander anzuziehen. Ich brauche so viel weniger Zeit, um mich morgens fertig zu machen. Ich verwende auch viel weniger Zeit darauf, mir Klamotten zu beschaffen. Das klassische Shoppen gehen – das mache ich gar nicht mehr. Und dadurch, dass ich mich nicht mehr so viel damit beschäftige, ist bei mir auch dieser Drang verschwunden, immer irgendetwas haben zu müssen. Es ist ein Stück weit mehr Zufriedenheit eingekehrt mit dem, was ich habe.

Und du sparst ja auch eine Menge Geld … was machst du mit dem eingesparten Geld?

Ich mache es anders herum: Ich muss nicht so viel Geld verdienen, und das ermöglicht mir, flexibler zu sein. Ich kann mich auf die Arbeit beschränken, die mir Freude macht.

Was ist das zum Beispiel?

Den Unverpackt-Laden zu führen, Vorträge zu halten, Workshops zu geben, das Thema »Zero Waste« zu verbreiten – alles, was in dem Bereich liegt. Und Bücher schreiben, ja genau! Mein zweites erscheint im März: »Zero Waste Baby«.

Und vielleicht hast du durch die Zeitersparnis auch mehr Raum, um Freunde und Freundinnen zu treffen?

Ja, das ist dann die Freizeitgestaltung – da gibt es auch viele Dinge, die mir Freude machen, für die ich auch kein Geld bekomme.

Welche Rückmeldungen bekommst du denn aus deinem Freundes- und Bekanntenkreis zu deinem Outfit?

Gar keine.

Mode ist bei euch im Freundinnenkreis kein Thema?

Nö.

Hast du noch weitere Handlungsempfehlungen für Menschen, die sich jetzt etwas bewusster kleiden wollen?

Die nachhaltigste Möglichkeit ist halt immer, auf das zurückzugreifen, was schon da ist und nicht neu zu kaufen, sondern gebraucht von Freundinnen oder mit ihnen tauschen und auch die eigenen Klamotten nicht wegzuschmeißen, sondern sie jemand anders zu geben oder an Secondhand-Läden.

…Und bio und fair gehandelte Kleidung, ist das eine Alternative?

Das ist für mich der absolute Mindeststandard, wenn man neue Klamotten kauft. Allerdings muss man sich darüber im Klaren sein, dass man sich auch nicht »grün« kaufen kann. Wenn man den gleichen Klamotten-Konsum, den man hat, bloß durch Bio- und faire Mode austauscht, ist das zwar ein bisschen besser, aber es löst das Kernproblem nicht, dass wir viel zu viel Kleidung haben, was riesige Probleme auslöst.

Kannst du diese Probleme benennen?

Die Altkleider-Container quellen über, und ein Großteil davon wird nach Afrika verschifft und da wieder auf die Märkte gebracht, was die heimischen Märkte ruiniert. Es ist einfach zu viel, so dass man kaum noch weiß, wohin damit. Und gerade minderwertige Qualität wird natürlich schnell zu Müll, weil man sie eben nicht weiter verwenden kann.

Was hat dich denn zu Beginn motiviert, dich auf Gebrauchtes zu beschränken?

Bei mir kam das alles aus diesem »Zero Waste«-Gedanken heraus, aus dem Verständnis, dass eben nicht nur Verpackungen zu Müll werden, sondern alles, was wir verwenden, und dass vor allem unsere Konsumgüter problematisch sind. Sie bestehen aus Ressourcen und Rohstoffen, die wir fördern oder sehr häufig auf nicht nachhaltige Weise anbauen, verbrauchen und entsorgen. Es gibt keine Kreislaufwirtschaft, so dass alle Ressourcen, die einmal eingespeist werden, dauerhaft bleiben. Es ist halt wirklich ein endlicher linearer Prozess.

Die Ressourcen sind ja endlich …

Genau. Es geht jetzt gerade noch so, weil wir nur in den großen Marktwirtschaften so verschwenderisch leben. Aber die Länder, die jetzt nachziehen, China und Indien beispielsweise, wenn die alle so leben wollen wie wir, dann wird der Planet ganz schnell an die Grenzen kommen. Und wir kommen ja auch schon an seine Grenzen. Es gibt ja schon unglaublich viele Konflikte um Rohstoffe. Der Klimawandel hängt auch mit dem Konsumwahn zusammen. Das sind diese Rattenschwänze, die an unserem Konsum dranhängen, und damit auch sehr viele Flüchtlingsbewegungen, die auch auf unser Konsumverhalten zurückzuführen sind.

▲ Olga Witt hat sich ganz dem »Zero Waste«-Lifestyle verschrieben. Foto: Stephanie Kunde

Ist dein Minimalismus ein Verzicht, der auch manchmal weh tut?

Das denken viele – es ist aber tatsächlich nicht so. Die positiven Aspekte überwiegen deutlich. Ich beschäftige mich gar nicht mehr damit, was ich alles haben könnte oder müsste oder sollte. Ich habe einfach das, was ich habe und bin damit zufrieden.

Wie hast du das geschafft?

Das war ein Prozess. Ich habe ein Stück weit immer weniger konsumiert. Dabei wurde die Hemmschwelle, irgendetwas zu kaufen immer stärker, und es kam dann relativ von selbst, dass das Haben immer weniger Bedeutung bekommen hat.

Olga Witt: Ein Leben ohne Müll. Tectum Verlag, 245 Seiten, 18,95 Euro.

ANDERS KLEIDEN IST MÖGLICH

Korrekt(er)e Klamotten - aktiv gegen den Status Quo

Als Konsument*innen sind wir für die menschenunwürdigen und ökologisch problematischen Bedingungen in der Bekleidungsindustrie mit verantwortlich. Doch es gibt Möglichkeiten, durch ein bewussteres Konsumverhalten zu sozialen und ökologischen Verbesserungen beizutragen

ANZEIGE

LUZ KERKELING, MÜNSTER

Weltweit engagieren sich Menschen für bessere Bedingungen in der Bekleidungsbrache. Mitarbeiter*innen von Zwischenzeit e.V. (Münster/Westfalen) haben im Rahmen des Bildungsprojektes »Andere Welten vor der Haustür – Ökologisch solidarische Projekte« Interviews mit Aktivist*innen geführt, die im Textilbereich emanzipatorische Wege eingeschlagen haben. Einige Auszüge:

Norma Cacho, ehemalige Arbeiterin in einer Billiglohnfabrik in Mexiko:

»Die Billiglohnfabriken sind weiterhin Arbeitsplätze, die beispielgebend für den neoliberalen Kapitalismus stehen: Produktion, Produktion, Produktion! Gleichgültig gegenüber der Entfremdung der Menschen, die nur billige Arbeitskräfte im Dienst des Kapitals sind. Aber ich weiß auch, dass viele Arbeiterinnen, nachdem sie sich einmal als Opfer dieser Zustände erkannt haben, diese Opferidentität überwinden. Sie entwickeln sich zu Verteidigerinnen von Menschen- und Arbeitsrechten. Sie werden zu Aktivistinnen und organisieren andere Frauen. Dadurch verbessert sich Einiges!«

Simone Pleus, Mitgründerin des alternativen Bekleidungsgeschäftes »gruene wiese« in Münster:

»Ich habe Politikwissenschaft und Soziologie studiert und bin dadurch zum Thema faire Mode gekommen, weil ich mich bei meiner Magisterarbeit mit den Produktionsbedingungen in der Bekleidungsindustrie beschäftigt habe. Ich habe dann angefangen, nach Bekleidungsfirmen zu suchen, die das anders machen. So bin ich auf die Idee gekommen, selbst so einen Laden zu gründen und das habe ich dann 2008 zusammen mit meinem Kollegen Lars gemacht.«

Sascha Klemz, Mitgründer des Bekleidungsbetriebs »Zündstoff - fair organic clothing« in Freiburg:

»Das, was wir machen, hat einen entwicklungspolitischen und globalisierungskritischen Bezug, weil natürlich viele Probleme, die es in der konventionellen Textilindustrie gibt, eben auch stark mit der Verlagerung von Produktion in Länder mit niedrigen Löhnen und niedrigen Sozialstandards, aber eben auch niedrigen Umweltauflagen zu tun haben. Die Motivation für die Gründung unseres Projekts war, dass wir Kleidung anbieten wollen, die unter deutlich besseren Arbeitsbedingungen und unter deutlich besseren ökologischen Bedingungen hergestellt wird, also wo die Menschen, die die Sachen herstellen, besser bezahlt werden und insgesamt bessere Arbeitsbedingungen haben und auch die Umwelt viel weniger verschmutzt wird, als in den Billiglohnländern.«

Janina Röseler, Zündstoff:

»Die Marken in unserem Programm setzen sich für fair produzierte Kleidung ein. Sie achten bei der Produktion auf die Einhaltung von Kernarbeitsnormen wie zum Beispiel der 48-Stunden-Arbeitswoche, gewerkschaftlicher Organisationsfreiheit, ein Tag pro Woche frei, Sozialversicherungsschutz, ausreichend sichere Arbeitsbedingungen und Vielem mehr.

Wir wollen mit Zündstoff aufklären und zeigen, dass faire Biomode nicht immer teurer sein muss als konventionelle Mode. Unsere zündstoff.basic T-Shirts aus Bio-Baumwolle gibt es ab 11,90 Euro. Außerdem haben wir mehrmals im Jahr einen Sale und alle ein bis zwei Jahre einen größeren Lagersale.«

Carina und Torsten, Fairdruckt-Kollektiv in Münster:

»Vor sieben Jahren entstand aus dem Wunsch, dem herkömmlichen und einschränkenden Arbeitsmarkt nicht länger zur Verfügung stehen zu müssen, das Druckereikollektiv Fairdruckt eG. Ein Kollektivbetrieb, der neue Arbeitsplätze schafft, soziale Projekte vor Ort unterstützt, produktiv arbeitet und dabei die Bedürfnisse aller Beteiligten respektiert und achtet. Seitdem ist viel passiert. Wir haben uns weiterentwickelt und präsentieren uns heute als ›Onbones‹. Das Wichtigste ist jedoch geblieben: Den Anspruch, anders zu arbeiten und zu wirtschaften, wollen wir nicht nur ›für uns‹ praktizieren, sondern auch verbreiten und als Alternative stärken.«

Aktuelle Videos, Interviews, Links zu emanzipatorischen, sozialen und ökologischen Betrieben und weitere Bildungsmaterialien zum Thema unter: www.zwischenzeit-muenster.de

HOFKOLLEKTIVE: PARALLELSTRUKTUR ODER INSELKULTUR?

Hohe Ideale und radikale Kritik

▲ Leben auf dem Land: Zum Haus gehören noch ca. zwölf Hektar Land mit Wald und Grünflächen.

▲ Geburtstag feiern im Grünen.

Fotos: Hans Wieser

Der Ausgangspunkt zur Gründung des Hofkollektivs Wieserhoisl vor elf Jahren war für uns das Anliegen einer grundlegenden und radikalen Veränderung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse, die weltweit von Herrschaft, Ausbeutung und Unterdrückung geprägt sind. Dem wollten wir mit Schritten hin zu einem Gesellschaftssystem, das uns und allen anderen auch gut tut, begegnen. Dafür gibt es keine vorgefertigten Modelle, aber einige gangbare Wege, die vor allem von der Bereitschaft zum Experimentieren leben.

HOFKOLLEKTIV WIESERHOISL, ÖSTERREICH

Wir freuen uns sehr, gemeinsam mit »Longo maï« in Kärnten zu den ersten politischen Land-Kollektiven in Österreich gehört zu haben und gefühlt viele weitere Projekte ermöglicht, ermutigt und inspiriert zu haben. Je länger und je mehr Projekte es gibt, umso möglicher wird es für mehr Menschen, sich auch dafür zu entscheiden. Um gesellschaftlichen Wandel umzusetzen braucht es aber klar mehr als nur den Aufbau einer Paralellgesellschaft in Form von Kollektivprojekten.

Am Wieserhoisl war uns von Anfang an wichtig, nicht das Paradies für uns erschaffen zu wollen. Keine Insel, sondern eine Halbinsel gegen den Strom, wie es Friederike Habermann nennt. Das Veränderungspotential, das aus Hofkollektiven hervorgehen kann, ist vielfältig. Die Kraft liegt in der jahrelangen und konsequenten Praxis. Das Gelernte aber auch weiterzugeben, ist oft gar nicht so einfach. Klar ist auch, dass wir in dieser Blase sehr viele Privilegien besitzen und es uns schwer fällt, diese zu teilen. Das erfordert konstantes Bemühen und Überwindung, unbequeme Wege zu gehen. Das gelingt immer wieder. Besonders gut gelingt dies dort, wo Zusammenhänge entstehen.

Wie 2015 etwa das Netzwerk für Willkommenskultur in Deutschlandsberg, ehrlich offene Kulturveranstaltungen sowie Lebensmittelnetzwerke. Auch die Inspiration durch die Zapatist*innen und die kurdische Organisierung wirkt. Sich in größeren Zusammenhängen verbindlich zu organisieren, ist durch das Wachsen der Bewegung immer mehr denkbar und praktizierbar. Erste Ansätze dazu finden sich in Österreich z.B in der projekteübergreifenden Hofkollektivvernetzung »EasyCheesy«, im habiTAT (siehe Seite 5) und anderen gerade wachsenden Strukturen in Österreich.

Jetzt ist 2018, die Gründung des Wieserhoisls ist jetzt über zehn Jahre her und vieles ist erlebbar und greifbar geworden. Menschen sind gekommen und gegangen. Menschen sind gestorben, ausgezogen, eingezogen und hineingeboren worden. Die gemeinsame Landwirtschaft und Ökonomie, konsensorientierte Entscheidungsfindung, Emo-Plenas und Infrastruktur wurden erprobt, verändert, angepasst und immer wieder überprüft.

Seit der Gründung gibt es die Auseinandersetzung mit dem Wunsch nach einer solidarischen Gesellschaft, in der jede Arbeit den gleichen Wert erhält. Durch das Leben einer gemeinsamen Ökonomie und die konstante Auseinandersetzung mit dem Thema hat sich bei uns vieles bewegt in den letzten Jahren. Die Bewertung und Wertschätzung der verschiedenen Tätigkeiten hat sich verändert. Doch immer wieder kippen wir in Muster, bewerten Lohnarbeit anders als die Arbeit am Hof, im Haus, mit den Kindern. Die gemeinsame Ökonomie ist hier ein praktisches Tool: Diese unterschiedlichen Bewertungen heben sich in der Praxis dadurch auf, dass jede* den gleichen Zugang zu unseren gemeinsamen Ressourcen hat. Dadurch und durch die vielen Gespräche weicht sich Erlerntes auf und der Zugang zu Wert und Arbeit verändert sich. Auch die Tatsache, dass wir uns gegenseitig ökonomisch abfedern, öffnet da viele Möglichkeiten. Wir können uns überlegen, was wir gerade tun wollen und müssen nicht sofort einen Job annehmen, um Geld zu verdienen.

Gemeinsame Ökonomie und Arbeit

Durch das Leben in Gemeinschaft können Ressourcen schonender genutzt werden. Wir teilen uns die Autos, die wir durch unsere Abgeschiedenheit leider brauchen. Wir nutzen eine Waschmaschine, einen Geschirrspüler, wir organisieren uns unser Holz zum Heizen und für warmes Wasser aus unserem Wald. Wir nutzen unseren Platz, um vieles wiederzuverwerten und zu verwenden, was noch nicht schrottreif ist.

Gerade das Landleben macht es möglich, Dinge auch zu lagern. Der Raum ist unbegrenzter als in der Stadt und günstiger in der Erhaltung. Wir möchten dafür sorgen, dass dem Land, auf dem wir leben dürfen, nur Gutes zugeführt wird und es den zukünftigen Generationen lebendig zur Verfügung steht.

Lernen auf Gruppenebene

Die Selbstversorgung mit Lebensmitteln am Hof und die gemeinsame Organisation der Produktion und Verteilung sind wichtiger Teil von Selbstermächtigung und Autonomiegefühl. Sich am Hof und im regionalen Lebensmittelnetzwerk unabhängig von Agrar- und Lebensmittelindustrie bewegen zu können, ist ein wichtiger Anlass für Menschen, sich zusammenzuschließen und sich zu organisieren. Deshalb sind die Arbeit und das Leben am Land wichtig als Teil der Bewegung. Der Boden ist Basis dafür. Also auch der Umgang mit dem Boden und das Wissen rund um den Boden. In den Jahren ist das Wissen am Wieserhoisl gewachsen und es macht Spaß dieses Wissen auch an die zahlreichen Besuchenden und Helfenden weiterzugeben. Um Vielfalt in der Natur und im Garten erhalten zu können, braucht es kleinbäuerliche Landwirtschaft – als Teil des Viacampesina-Netzwerks kämpfen wir für Land und gegen die Agrar- und Pharmaindustrie.

Die Gruppe als Organisationsform ist ein sehr lebendiger Spiegel. In der klassischen Kleinfamilie habe ich vor allem meine*n Partner*in als Gegenüber, im Hofkollektiv ist es ein ganzer Kreis von Menschen, die mir zeigen, wer ich bin, wo meine Grenzen, meine Konturen sind und vieles mehr. Auch das Gefühl, geborgen und gut aufgehoben zu sein, ist ein sehr bestärkendes Moment. Die Gelegenheit, sich vertrauensvoll zusammen zu organisieren, ist für uns ein wichtiger Aspekt für eine gesamtgesellschaftliche Veränderung. Die »westliche« Gesellschaftsform ist geprägt davon, vereinzelt und individuell zu handeln. Für z.B. die Zapatist*innen ist die gemeinsame Organisierung das Schlüsselelement zur Überwindung der kapitalistischen Hydra. Kollektive können genau das üben: Die eigene Meinung nur als eine Meinung von vielen anerkennen, Dinge nebeneinander stehen lassen, beweglich werden, um gemeinsame Schritte gehen zu können, Vertrauen üben, Kontrolle abgeben, Verantwortung übernehmen, sich als Teil von etwas Größerem begreifen lernen. Für all das kann die Gruppe ein geeigneter Lernraum sein. Außerdem bietet die Gruppe die Möglichkeit, sich gegenseitig für Aktivismus unterschiedlichster Art freizuspielen, z.b. für Unterstützungsarbeit, Demonstrationen, Geflüchtetenunterstützung. Und wir können gegenseitig füreinander Bezugsgruppe für Aktionen sein. Die kollektive Kraft spornt an, Dinge zu entwickeln und voranzutreiben, wie Gründung einer Foodcoop, Kulturveranstaltungen, CSA, Lehr- und Lernbaustelle, SommerKino und ganz viele andere Dinge, die alleine nicht möglich wären.

Das enge Miteinander ermöglicht uns, Empathie und Verständnis füreinander zu entwickeln. Im gemeinsamen Leben und Organisieren tauchen aber auch viele Widersprüche auf. Konflikte wollen ausgetragen und Themen angesprochen werden. Eine* will etwas umsetzen, die andere* ist dagegen. Ansichten gehen auseinander. Die Arten, Dinge umzusetzen unterscheiden sich. An diesen Reibungspunkten können sich Neid, Groll und entwertende Gefühle entwickeln. Mit diesen Gästen will dann gearbeitet werden, weil sie sich sonst tief hineinschrauben und die Atmosphäre trüben, in der wir im engen Raum miteinander sind. Um immer wieder rauszugehen aus dem Mangeldenken ins Ermöglichungsdenken. Durch regelmäßige Emo-Plenas und Unterstützung von Außen kommen wir – erstaunlicherweise – immer wieder zum nächsten gemeinsamen Schritt.

Queerfeminismus leben

Eine permanente Auseinandersetzungen in der Gruppe bringt uns dazu, die gesellschaftlich geprägten (Geschlechter-) Rollen zu hinterfragen und aufzubrechen. Auch wenn es für durchwandernde Einheimische ein ungewohntes Bild ist, eine weiblich sozialisierte Person am Traktor zu sehen. Wir erkennen an, dass es für Frauen* in der Landwirtschaft zu einer Vielfachbelastung kommt. Die Form des Hofkollektives bietet hier den Raum, zusammen Landwirtschaft zu betreiben und zeitgleich dem gesellschaftlichen Konstrukt von Geschlecht entgegenzuwirken.

Bei uns am Hof leben im Moment auch drei Kinder und eine Jugendliche. Für uns alle ist es wichtig, dass die Kinder hier mit relativ viel Freiraum (vor allem im Vergleich zur Stadt) aufwachsen können. Sie erleben viel unbeaufsichtigten Raum und durch die Naturnähe verlieren sie die Scheu vor dem Lebendigen. Sie bekommen unsere Plena und Diskussionen mit und bilden sich ihre eigene Meinung. Durch die große Anzahl an Meinungen der Erwachsenen lernen sie, dass Meinungen nur Meinungen sind und es davon so viele wie Menschen gibt. Eine gewisse Autonomie ist bei all unseren Kindern erkennbar. Auch der Bezug von den »quasi-Geschwisterkindern« zueinander ist sehr stark. Durch das Kollektiv können Verantwortlichkeiten geteilt werden. Nicht nur in Bezug auf Kinder, sondern auch wenn es um Krankheiten oder Pflege geht.

Nach dem Verfassen dieser Zeilen wird uns selbst auch wieder klarer, warum wir wichtig finden, was wir machen. Im Alltag selbst kann das mitunter untergehen. Vieles von dem, was weiter oben benannt wurde, hat in der Alltagsauseinandersetzung bei weitem nicht den Raum, den es haben könnte und trotzdem ist nichts davon unausgesprochen. Nach wie vor glauben wir daran, dass die Organisationsform des Kollektivs und die Bewirtschaftung und Bereitstellung von Boden und Raum wichtige Teile eines gesamtgesellschaftlichen Wandels darstellen.

Link: www.wieserhoisl.at

ANZEIGE

Erklärt wird der Asylantrag, das Asylverfahren und Möglichkeiten im Falle einer Ablehnung.

Flüchtlinge bitten um Asyl

Magazin Verlag, 2016, 48 Seiten, 2 Euro
online bestellen: www.brd-dritte-welt.de

WEITERBILDUNG FÜR JUNGE MENSCHEN

Träume wandelnd in die Welt tragen

Im Projekt »Wandlungs(t)räume« ist in einem jahrelangen, partizipativen Prozess eine 15-tägige, studienbegleitende Weiterbildung für junge, (pädagogische) Nachwuchskräfte entwickelt worden. Ziel: Die Ausbildungssituation für Menschen verbessern, die sich zu Multiplikator*innen für Bildung für nachhaltige Entwicklung entwickeln wollen. Und eine alternative Weiterbildung anbieten, in der es genauso um den inneren wie um den äußeren Wandel geht.

TERESA, KÖLN

▲ Unser Traum - eine friedliche Erde für Mensch, Tier und Natur. Hier beim Sammeln erster konkreter Projekt- und Umsetzungsideen.

Foto: Privat

Dies stellt eine Bildungsinnovation und ein Beispiel für die Uni der Zukunft dar. Nach dem Motto »Sei du selbst die Veränderung, die du in der Welt sehen willst« (Ghandi) geht es dabei nicht nur um eine fachlich-inhaltliche Weiterbildung im Bereich Globales Lernen und Bildung für nachhaltige Entwicklung (BNE), sondern auch um Reflexion eigener Werte und innerer Haltung, um umfassende Partizipation und Potentialentfaltung. Die Beteiligten lernen, eigene Bildungsprojekte für den Wandel zu entwickeln und umzusetzen.

Sie werden befähigt, unser Bildungssystem dadurch zu verändern, dass sie für und mit Beteiligten jeden Alters Wandlungsräume gestalten, in denen diese sich ihrer Wandlungsträume bewusst werden. Innere Wandlung sowie Bildungsinnovationen entstehen dabei durchs Tun – nicht durch theoretisches Studium.

Warum ist diese Fortbildung für mich so wichtig?

Als pädagogische Fachkraft möchte ich mich mit dem Feld der BNE, der Bildung zum Schutz der Erde vertraut machen, um es als zukunftsfähigen Bestandteil in meiner alltäglichen (pädagogischen) Praxis weiter zu integrieren. Meine ersten Seminartage haben sehr deutlich gezeigt, dass wir hier im Kleinen ein Miteinander üben und ausprobieren, das wir dann weitertragen in die Welt, geprägt von Wertschätzung, Respekt und gegenseitigem Angenommensein. Darüber hinaus konnten wir selbst ganz viele (neue) Naturerfahrungen sammeln, visionieren, erzählen, reflektieren, lachen, träumen und noch viel mehr. Wir konnten gemeinsam beginnen, Kraft aufzubringen für einen gesellschaftlichen Wandel, indem wir ins Gespräch kamen aber auch ganz konkrete Ideen formulierten, die wir jetzt in unseren Projekten weiter ausführen und ausprobieren können.

In offiziellen Bildungs- und Studienplänen kommen diese Themenbereiche leider immer viel zu kurz, überwiegend sogar gar nicht vor. Ich selbst befinde mich in einem lebenslangen Lernprozess, in dem ich durch die Weiterbildung mehr zu Globalem Lernen, aber auch zur Potenzialentfaltung, innerem Wandel und Werteleben erfahren, lernen und erleben kann.

Außerdem stellt die Weiterbildung für mich einen neuen Zugang dar, mich in Gesellschaft, politisches Geschehen und Zukunftsgestaltung einzubringen. Aktuelle globale Entwicklungen, wie z.B. der Klimawandel, die Abholzung der Regenwälder, der fortschreitende Verlust biologischer Vielfalt oder die zunehmende Wasserknappheit, stellen uns und nachfolgende Generationen vor große Herausforderungen. Wesentliches Kennzeichen der aktuellen Entwicklung in unserer Weltgesellschaft: 20 Prozent der Weltbevölkerung verbrauchen 80 Prozent der verfügbaren Ressourcen. Ist das nachhaltig? Nein – und es ist weder gerecht noch zukunftsfähig.

Mein Wandlungstraum ist eine Welt, in der wir uns ausschließlich und mit voller Energie für unsere Herzensangelegenheiten engagieren und Leistung, »Arbeit« und Geld zumindest eine untergeordnete Rolle spielen.

Crowdfundingkampagne

Hochwertige Bildung ist in unseren bisherigen Strukturen leider oft noch abhängig davon, ob mensch sie sich leisten kann. Der Staat unterstützt trotz seines Commitments für die Nachhaltigkeitszeile (SDGs) oder den Nationalen Aktionsplan BNE Aus- und Weiterbildungen in diesem Bereich unzureichend. Organisationen, die hier etwas voranbringen wollen, müssen viel Zeit in Förderanträge und Finanzierungssicherung stecken.

Deswegen haben wir zusätzlich zur Fortbildung eine Crowdfundingkampagne gestartet, um alternative Finanzierungsstrategien zu erproben. Wir wollen, dass noch viele weitere Menschen unabhängig von ihrer finanziellen Situation sich zu Wandlungs(t)räume-Coaches weiterbilden können und tolle Projekte in die Welt bringen. Bei diesem Vorhaben hilft uns jede kleine Unterstützung weiter!

Infos zur Ausbildung:
http://wandlungstraeume.de/seminare/wandlungstraeume-coach-ausbildung

Link zur Crowdfundingkampagne:
www.startnext.com/wandlungstraeume

ZUM 40. TODESTAG VON SID VICIOUS

Punx not dead, but THE Punk is dead!

Die Punkrock-Szene spaltet sich bis heute bei der Frage, wer den Punk »erfunden« hat. Waren es die Amerikaner*innen mit »The Ramones« bzw. vielleicht schon »MC 5« mit ihrem Soundtrack zur Revolte der 60er Jahre oder die britische Punkband »The Sex Pistols« unter dem Management von Malcolm MacLaren? Über die Frage, wann DER Punk starb, herrscht hingegen relative Einigkeit - am 2. Februar 1979 in Form von Sid Vicious.

MAURICE SCHUHMANN, BERLIN

Wie kein anderer prägte der 21jährige Bubi aus London den modischen Style des Genres und um niemanden ranken sich so viele Mythen wie um ihn. Das Bass-Spielen, das Sid Vicious eigentlich nie richtig beherrschte, soll er sich anhand einer Ramones-Platte innerhalb einer Nacht beigebracht haben; den Pogotanz soll er auch erfunden haben. Der Wahrheit am nächsten kommt wahrscheinlich die zynische Aussage seines Bandkollegen und ehemaligen Freundes Johnny Rotten (Sex Pistols, PiL): »Sid war lediglich ein Kleiderständer auf der Bühne.«

Zu seiner Mystifizierung trägt aber auch der Tod seiner Freundin Nancy Spungen, einem amerikanischen Groupie der Band bei weil die Frage seiner Rolle bei ihrer Ermordung nie ganz geklärt werden konnte. Wie über keinen anderen Musiker der Szene gibt es so viele Hommagen wie über ihn – angefangen bei »Sid Vicious was innoncent« von »The Exploited« auf dem Album »Troops of tomorrow« (1982), über den Song »Love kills« von den Ramones bis hin zu dem Film »Sid & Nancy« (1986), einer unter der Regie von Alex Cox gedrehten, subkulturellen Liebesschnulze mit musikalischen Beiträgen u.a. von The Clash-Frontmann Joe Strummer, die die beiden Protagonist*innen zu einem Traumliebespaar stilisierte. Wegen des großen Erfolgs gab es das Ganze später nochmal als Theaterstück mit Alexander Hacke von den »Einstürzenden Neubauten« als Sid Vicious und Meret Becker als Nancy. Bis heute gibt es wohl kam ein Punk-Teenie-Paar, was sich nicht mit Sid & Nancy anspricht. Selbst in einer Folge der Simpsons gibt es eine Anspielung auf ihn. Die deutsche Punkband »Molotow Soda« nannten in ihrem, den Ausverkauf des Punkrocks geißelnden Song »Kauf den Punkrock«, den Verkäufer in der Nietenabteilung Sid Müller. Eine passende Formulierung …

Bekannt ist von ihm u.a. die Coverversion »My Way« von Frank Sinatra, die er nach der Auflösung der Sex Pistols unter der strengen Fuchtel von Nancy aufnahm. Der Titel passt nur bedingt. Sein Leben schien nicht unbedingt selbstbestimmt gewesen zu sein. »I did it not my way« müsste es wohl besser heißen.

Er kam am 10. Mai 1957 als John Simon Ritchie in London auf die Welt. Seine Mutter wird als Hippie mit einem enormen Drogenkonsum beschrieben. Bei ihr kam er bereits mit (leichten) Drogen in Kontakt und versorgte sich auch zeitweilig bei ihr damit. Später brachte ihn Nancy Spungen zum Heroin. Nancy war ursprünglich Groupie der »New York Dolls« gewesen, der Glamrockband, die das Heroin in die britische Punkszene gebracht haben soll. Sie kam nach England, um sich ein Mitglied der Pistols zu angeln. Ihre Wahl fiel auf Sid Vicious, der sexuell völlig unerfahren ihren erotischen Reizen erlag. Ihr Geld verdiente sie als Domina in London. Durch sie kam er dann zum Heroin. Mehrere Fotos vom Junkie Sid Vicious wurden später zu beliebten T-Shirt-Aufdrucken – sei es Sid, wie er sich einen Schuss setzt oder auf der Bühne mit freiem Oberkörper, in den er sich die Worte »Gimme a fix« geritzt hat. (Erst später kam der Slogan »Punx not junks« in der Szene auf.)

Musikalisch beginnt seine Karriere 1976 als Schlagzeuger bei »Siouxsie and the Banshees«, danach als Sänger und Saxophonist bei den »Flowers of Romance«, einem Vorläuferprojekt der feministischen Punkband »The Slits«. Dann löst er im Februar 1977 bei den Sex Pistols Glenn Matlock als Bassist ab. Der offizielle Grund für den Rausschmiß aus der Band soll dessen Vorliebe für die Musik der Beatles gewesen sein. Anläßlich der Reunion 1996 wurde er wieder in die Band aufgenommen. Nach der Auflösung der Pistols 1978 versucht er sich als Solokünstler – Vicious' White Kids. Am Bass stand bei dieser Band ausgerechnet – Glenn Matlock.

Mehr Erfolg als Musiker hat er als »Model« und Provokateur. Sein Stil mit einem Schloß um den Hals herumzulaufen, ging in die Punkmode ein; seine Provokation mit Hakenkreuz-T-Shirt durch das Marais, das jüdische Viertel von Paris, zu spazieren, schockt bis heute. Aufnahmen hiervon verwendete Julien Tempel in seinem Film »The Great Rock'n'Roll-Swindle«.

Auf die kurzen Höhenflüge folgte der tiefe Sturz. Im Oktober 1978 wurde Nancy Spungen ermordet in einem Hotelzimmer im legendären Chelsea Hotel aufgefunden. Am nächsten Tag wurde er als Hauptverdächtiger festgenommen. Ein paar Monate später gibt er sich selber den golden Schuss – im Alter von lediglich 21 Jahren. Den Wunsch seiner Mutter, dass er neben der von ihm vergötterten Nancy beerdigt wird, schlägt die Mutter Nancys ab. Sie wollte nicht, dass der potentielle Mörder ihrer Tochter neben ihr liegt. Somit endet selbst das Leben des Punks in einer Tragödie – und macht ihn gleichzeitig unsterblich. Noch vor seinem 27. Geburtstag, wie man es von anderen Rocklegenden wie Jimmy Hendrix oder Jim Morrison gewohnt ist.

Empfehlenswerte Alben von Sid Vicious: Sid sings.... (Virgin, 1979), Too fast to Live (EMI, 2004)

Film: Sid & Nancy (GB 1086, R.: Alex Cox)

Literatur in deutscher Sprache (Auswahl):
Alan Parker: Sid Vicious - Too fast to live..., Ubooks 2007.
Deborah Spungen: Einstichpunkte - eine wahnsinnige Sucht nach Liebe. Droemer Knaur, München 1987.

REZENSIONEN

HUNGERSTREIK UND LÖWENPOLITIK

Schulbildung, gleicher Lohn, politische Partizipation für Frauen? »Widersinnig«, sagt der Journalist, »Männer tragen doch die Bürde, Frauen zu beschützen«. Er blickt sich nervös um, aus dem Nebenzimmer brüllt ein Löwe. Marguerite Durand lächelt süffisant und schließt die Tür, die einen Spalt weit offen stand. »Fahren Sie fort, wir waren beim Beschützen«.

Pointiert und einen Hauch zu missionarisch fasst die Szene zusammen, wie »Die Hälfte der Welt gehört uns« von den internationalen Kämpfen für das Frauenwahlrecht zwischen 1900 und 1920 erzählt. Marguerite Duras war die wahrscheinlich schillerndste Figur der Bewegung: charmant, vermögend, sehr gut vernetzt debattierte sie mit Spitzenpolitikern in den Salons und machte Wahlkampf, indem sie in Paris mit einem Löwen Gassi ging. Denn es war Frauen zwar verwehrt zu wählen, aber kein Gesetz verbot ausdrücklich ihre Kandidatur fürs Parlament.

Regisseurin Annette Baumeister hat für ihr Dokudrama vier Suffragetten ausgewählt, die mit verschiedenen Mitteln kämpften. Eine von ihnen ist Marie Juchacz, die aus einfachen Verhältnissen kam und für eine Stellung in der SPD ihre Kinder verlassen musste. Sie wurde von Friedrich Ebert gefördert und sprach als erste Frau vor der Weimarer Nationalversammlung. Die englische Feministin Emmeline Pankhurst hatte von ihnen das dramatischste Schicksal. Nachdem ihre Schwester im Kampf für das Wahlrecht starb, radikalisierte sie sich und bereitete ihre Mitstreiterinnen fast militärisch auf politische Aktionen vor: »Brust raus, ich will euch hören! Wir wollen, dass sie uns verachten!« Sie hatte lange keinen Erfolg, weil dem Premierminister mit der knappen Mehrheit seiner Partei eine Verdoppelung der Wahlberechtigten zu riskant war. Ihr Kampf brachte sie ins Gefängnis, wo sie in den Hungerstreik ging und zwangsernährt wurde.

Die Millionenerbin Anita Augspurg setzte auf originelle Protestformen wie einen Ehe-Boykott: »Wir hatten immer versucht, das Eherecht zu ändern. Aber dann kam uns die Idee, dass es viel besser ist, wenn Männer und Frauen ohne Trauschein zusammen leben.«

Augspurg setzt mit einem fiktiven Zeitungs-Interview die Rahmenhandlung für den Film und verbindet die vier Handlungsstränge in einer losen Chronologie. Jedes der Porträts wurde eigenständig gedreht, was gut funktioniert, weil die vier Zeitgenossinnen sich in der Wahl ihrer Mittel, aber nicht in ihren Zielen unterscheiden. Juchacz kommt in der Charakterisierung zu kurz, während die Episode um Augspurg irritiert, weil ihre Darstellung nicht wirklich in die Zeit hinein findet.

Durand dagegen nimmt man die Kombination von Modernität und Zeitgeist mühelos ab, wenn sie zum Premierminister sagt: »Die Männer liegen uns Frauen doch nur zu Füßen, damit sie uns nicht in die Augen sehen müssen.«

Friederike Grabitz

Die Hälfte der Welt gehört uns - Als Frauen das Wahlrecht erkämpften. Dokudrama von Annette Baumeister, Deutschland 2018, 102 Minuten. Bis 10. Februar in der Arte-Mediathek abrufbar.

GRÜNE UND INKLUSIVE STADTENTWICKLUNG

Mit Urban Gardening zur Selbstversorgung von Städten beitragen und dabei Arbeitsumgebung für beeinträchtigte Menschen schaffen – dafür stehen Sozialraumfarmer und Inklusionswirte, kurz Stadtwirt*innen. Michael Scheer ist selbst Geschäftsführer der Bremer Gesellschaft für integrative Beschäftigung mbH, und hat mit dem Buch »Stadtwirte« eine Werkschau zusammengetragen. Eine Übersicht über Projekte in Großstädten, die dazu beitragen, Social Farming (und angrenzende Inklusionsbetriebe) als Orte zu gestalten, an denen Einschränkung nicht Ausschluss bedeutet. Sein Fazit: »Die Symbiose von bestehenden Stadtgärten und sozialen Dienstleistern bietet lebensraumnahe Teilhabemöglichkeiten für Menschen mit Behinderung und Finanzierungsoptionen für Gemeinschaftsgärten und urbane Landwirtschaft.« Die Orte, über die berichtet wird, reichen von Bremen bis Leipzig, von Belgrad bis Groningen. »Annalinde« in Leipzig verbindet zum Beispiel Urban Gardening und Gemeinschaftsidee, bringt Nachhaltigkeitsaspekte mit Anlässen für soziales Miteinander und Kultur zusammen.

Das Buch ist auch Produkt eines drei Jahre dauernden Förderprojekts »Social Farmers« der Aktion Mensch. Autorin Angela Ljiljanic ist dafür Tausende Kilometer gereist und hat zwölf Interviews geführt, um inklusive Stadtgartenkonzepte aus mehreren Städten sowie Kooperationen bzw. Restaurants oder künstlerische Beteiligungskonzepte wie z.B. die Belgrader Stadtzeitung Liceulice oder das Projekt »Die Komplette Palette« aus Bremen vorzustellen.

Acht Essays zu Ernährung, die Idee der Commons, künstlerische Beteiligungsmodelle sowie ein Plädoyer von Nina Hagen (!) über Aspekte der aktuellen Psychiatriegesetzgebung in Deutschland, ergänzen und umrahmen die gewählten Beispiele. Herausgekommen ist ein lesenswerter Überblick über erfolgreiche Inklusionsprojekte des Social Farming in der Stadt – der Toentje als Groninger Sozialunternehmen beschäftigt z.B. 40 Menschen und produziert drei Tonnen Gemüse im Jahr – , verbunden mit dem oft sehr persönlichen Blick hinter die Kulissen, was die Akteur*innen angetrieben hat und wie sie ihre Projekt vorangetrieben haben. Das breit gefächerte Werk zeigt, dass Stadtwirte als urbanes Pendant zum Landwirt nicht nur die Themen der Landwirtschaft und Ernährung in einen zeitgenössischen urbanen Kontext rücken, sondern dass sie innerstädtische Orte für Naturerfahrung, kulturell attraktive Aufenthaltsumgebungen und überraschende Möglichkeiten gegen den steigenden einer nicht nur um Flächen konkurrierenden Stadtbevölkerung anbieten. Etliche stimmungsvolle Fotos illustrieren die Beispiele wunderbar.

Bernd Hüttner/Heike Mühldorfer

Michael Scheer / Gesellschaft für integrative Beschäftigung (Hrsg.): Stadtwirte - von Sozialraumfarmern und Inklusionswirten; Gesellschaft für integrative Beschäftigung mbH, Bremen 2018, 280 Seiten, kostenfrei zu bestellen über das Formular unter www.gib-bremen.info/downloads/Stadtwirte_Bestellung.pdf

DIE PROTESTE GEGEN G20 IN HAMBURG

Vielleicht ist es unmöglich, ein vollständiges Bild der G20-Gipfelproteste in Hamburg zu zeichnen. Der Sammelband »Das war der Gipfel« vom Kollektiv »GoGoGo« kommt aber ganz nah dran. Auf über 250 Seiten präsentiert das Buch ein im wahrsten Sinne des Wortes buntes Bild der Aktivitäten rund um den Juli 2017 – und beschränkt sich dabei weder auf die Gipfelwoche noch auf bestimmte Akteur*innen. Die langwierigen Vorbereitungen, Diskussionen und Spaltungen im Vorfeld der Proteste kommen ebenso vor wie die Konsequenzen für Aktivist*innen und linke Politik, die rechtliche Aufarbeitung und die Begleitung von Gerichtsprozessen.

Mehr als 100 Personen waren an dem Buch beteiligt und so kommen unterschiedliche Perspektiven zu Wort. Die »Welcome to Hell«-Demo und die Riots im Schanzenviertel werden z.B. in Form von Gesprächen dargestellt. Statt einer einheitlichen Positionierung gewinnen die Leser*innen durch die verschiedenen Standpunkte an Einsichten und Denkanstößen für die eigene Auseinandersetzung mit den Geschehnissen. Nichts desto trotz ist das Buch ein Plädoyer für radikale linke Politik, weil es nicht nur die Schwierigkeiten und Rückschläge zeigt, sondern vor allem die Vielschichtigkeit der Proteste und die vielen großen und kleine Erfolgen.

Davon können sowohl Menschen profitieren, die selbst nicht vor Ort waren, als auch Aktivist*innen, die in Hamburg unterwegs waren. So viel ist passiert, so vieles wurde auf die Beine gestellt und so viele Menschen waren beteiligt, dass es kaum möglich war, alles selbst zu erfassen. In 16 Kapiteln werden nach und nach unterschiedliche Orte, Akteur*innen und Strategien vorgestellt, meist von den Beteiligten selbst. Von den Camps, Demos und Blockaden über linke Strukturen in Hamburg und das alternative Medienzentrum beim FC St. Pauli bishin zu künstlerischen Protesten und dem Alternativgipfel. Die Formate sind unterschiedlich und teilweise sehr persönlich, gleichzeitig kommen auch inhaltliche Auseinandersetzungen nicht zu kurz. Im Rahmen des Alternativgipfels wurde z.B. sehr viel sachliche Kritik an der Politik der G20 formuliert, die aber im öffentlichen Diskurs kaum wahrgenommen wurde.

Völlig zurecht sparen die Autor*innen auch nicht mit Kritik an Polizei und Politik, aber auch hier werden viele persönliche Erfahrungen und gut recherchierte Belege angeführt. Einige der Texte beschäftigen sich mit teilweise selbstkritischen Fragen, die Beteiligte auch über ein Jahr später noch beschäftigen: Ist es überhaupt möglich, der öffentlichen Debatte und den Mainstream-Medien etwas entgegenzusetzen, das die Erzählung von gewalttätigen Randalen aufbricht? Was hätte besser laufen können? Und welche Konsequenzen hat dieser Gipfel für linke Politik in Deutschland? »Es muss weitergehen«, schreiben die Herausgeber*innen zum Schluss. Ja, und dieses Buch hilft ein wenig dabei.

Regine Beyß

GoGoGo (Hg.): Das war der Gipfel. Die Proteste gegen G20 in Hamburg. Assoziation A, 2018. 276 Seiten, 24 Euro.

40 JAHRE PROJEKTKULTUR

Diese absolut empfehlenswerte Publikation ist anlässlich der Veranstaltung »Wiedersehen in TUNIX! Eine Revision der Berliner Projektekultur«, die Anfang Dezember 2018 stattfand, erschienen. Sie versucht neben einer historischen Rückschau, die Vorstellung und auch die Praxis des »Projekts« angesichts der heutigen gesellschaftlichen Zustände kritisch zu reflektieren.

Vom 27. bis 29. Januar 1978, zehn Jahre nach »1968« und vier Monate nach der Repressionswelle des Deutschen Herbstes, treffen sich über 20.000 undogmatische Linke auf dem legendären Tunix-Kongress an der Technischen Universität in West-Berlin. Sie sind der Einladung zu einem »Treffen all derer, denen es stinkt in diesem, unserem Lande«, gefolgt – gemäß der Parole: »Wir hauen alle ab! Zum Strand von TUNIX!« In einer Atmosphäre von Diskussion, Aktion und Party finden lebhafte Debatten statt, u.a. zu alternativer Energiegewinnung, selbstverwalteten Jugendzentren, Neonazis in der Bundesrepublik, Feminismus und Ökologie, ›neuer‹ Theorie aus Frankreich (wie Foucault oder Guattari) , zum Überleben im Stadtteil, zu linken Buchhandlungen und Kneipen.

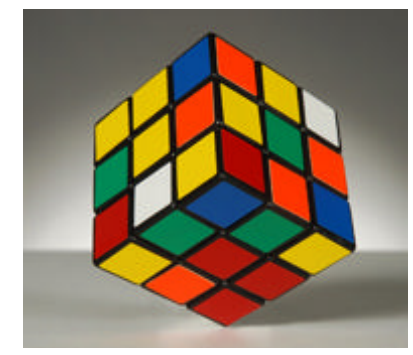
Das Treffen in Berlin war ein Nährboden für neue Projektformen, hier verstetigt sich die Kritik an linken patriarchalen Politikmodellen. Es wird die Abkehr von einem Politikmodell, das die Veränderung auf den Zeitraum nach der Revolution verschiebt, gefordert. Nun geht es um erreichbare Ziele und eine Emanzipation im Alltag – durchaus in revolutionärer Absicht. Der Begriff des Projekts steht dabei für Vernetzung, Beweglichkeit und Selbstbestimmung. Die emanzipatorischen Ansätze umfassen die Kritik an den etablierten Institutionen, den Wunsch nach Befreiung aus den als eng empfundenen, eigenen politischen Strukturen und den Aufbau neuer Handlungs(spiel)räume gleichermaßen. In der Rückschau kann festgehalten werden, dass in den Jahren nach Tunix sowohl eine grüne Partei, aber auch die Autonomen entstehen, und im breiten Feld dazwischen die vielen Betriebe und Einrichtungen der alternativen und selbstverwalteten Ökonomien, die die Bundesrepublik bis heute mitprägen. Seither hat sich der Projektbegriff verändert – das Projekt selbst ist als Arbeits- und Organisationsform zum dominanten neoliberalen Leitbild geworden, das kritikwürdige prekäre Arbeitsverhältnisse mit einschließt.

Das Buch enthält Texte von u.a. Felix Klopotek/Ulrich Bröckling, Jana König, Sibylle Plogstedt, Sven Reichardt, Thomas Seibert und Michael Sontheimer. Neben den historischen Texten und faksimilierten Dokumenten ist die Stärke des Buches die theoretische Auslotung der widersprüchlichen Prozesse von Subjektivierung und Flexibilisierung von Arbeit von 1978 bis heute.

Bernd Hüttner

Anina Falasca, Annette Maechtel, Heimo Lattner (Hrsg.): Wiedersehen in TUNIX! Ein Handbuch zur Berliner Projektekultur (Berliner Hefte zu Geschichte und Gegenwart der Stadt Nr. 7), Berlin 2018, 160 Seiten, 7 Euro (ePub oder PDF je 3,99 Euro) über Buchhandel oder www.berlinerhefte.de.

AUSSTELLUNG ZU DEN 1980ER JAHREN



Das Landesmuseum Oldenburg setzt seine 2012 begonnene Reihe mit kulturgeschichtlichen Jahrzehnt-Rückblicken fort. Die aktuelle thematisiert die vielfältigen – wenn nicht widersprüchlichen – 1980er Jahre in Westdeutschland. Sie ist noch bis zum 24. Februar geöffnet.

Auf 450 Quadratmeter Fläche und mit 350 Ausstellungsobjekten werden vor allem die Themen Kommunikation und Medien bzw. »Kultur« im weitesten Sinne gezeigt, vom Atari bis zum Zauberwürfel. Im Einzelnen geht es um Musik, Mode und Design, Buch, Film und Fernsehen, Spiele und Spielzeug und nicht zuletzt die ersten Computer. Eine Abteilung ist dem Thema Protest, vor allem am Beispiel von Gorleben gewidmet, eine andere den vielen Skandalen dieser Ära (Hitler-Tagebücher, Neue Heimat, Flick-Parteienbestechung, Umweltskandale).

Die einzelnen Abteilungen sind sicherlich nett anzusehen, gerade für Zeitzeug*innen der Generation 45+, und wecken bei vielen Erinnerungen und nostalgische Gefühle. Insgesamt fehlt der Ausstellung aber die Kontextualisierung, sie verbleibt zu sehr an der Oberfläche, setzt »Phänomene« zu wenig in Bezug zu gesellschaftlichen oder ökonomischen Entwicklungen. So stehen dann die immensen Skandale und die Zukunftsangst der Öko- und Friedensbewegung (Tschernobyl!) neben dem »alles so schön bunt hier« der medialen Sphäre, und zu Beginn der Ausstellung wird dieses Jahrzehnt unbegründet als jenes der »grenzenlosen Freiheit« tituliert. Was nun wirklich neu oder anders war, etwa im Vergleich zu den 1970er Jahren, bleibt leider eher unklar.

Zur Ausstellung ist ein reich bebilderter, gleichnamiger Katalog im Michael Imhof Verlag erschienen (19,95 Euro).

Bernd Hüttner

Madonna, Manta, Mauerfall. Die achtziger Jahre in der Bundesrepublik. Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Schloss, Schlossplatz 1, 26122 Oldenburg, Öffnungszeiten: Di-So 10-18 Uhr.

Illustration: Rubik's Cube, Anfang 1980er Jahre, Landesmuseum Oldenburg, Foto: Sven Adelaide.

ANZEIGE

TERMINE UND KLEINANZEIGEN

TERMINE

STRATEGIEWORKSHOP

Gemeinschaftsgüter und Gemeinwohlökonomie II - Wege in die Umsetzung
18. bis 20. Februar (Rügen)

Gemeinschaftsgüter (commons) und Gemeinwohlökonomie verstehen sich als Alternativen zur kapitalistischen Marktwirtschaft und als neue kooperative Modelle für eine nachhaltige Entwicklung. Ein wichtiges Ziel ist es daher, konkrete Strategien zum Schutz der Gemeingüter nach dem Verständnis der Gemeinwohlökonomie zu entwickeln und die mögliche Rolle von Naturschutzverbänden, Kommunen, Kirchen dabei aufzuzeigen.
Ort: BfN Insel Vilm, 18581 Putbus/Rügen
Info: www.bfn.de/06_akademie_natursch.html

GEMEINSCHAFT

Mitmach-Tage in der Kommune Lossehof
7. bis 10. März (Kaufungen)

Du bist interessiert an Kommune-Leben? Du hast Lust, die Kommune Lossehof in Oberkaufungen kennen zu lernen? Wir starten am Donnerstag, 7. März, mit einem gemeinsamen Kaffeetrinken. Freitag und Samstag wollen wir den Gemüsegarten für die Saison startklar machen und vielleicht noch ein bisschen an Wagen, Haus und Hof herumwerkeln. Wir bieten: freie Unterkunft, vegane Kost und Austausch in Themenabenden zu Kommune Lossehof, Entscheidungsfindung im Konsens, Gemeinsame Ökonomie/gemeinsames Wirtschaften/kollektives Arbeiten, Interkomm- und Kommuja-Netzwerk, linkes Politikverständnis/Grundsätze unserer Kommune, Kommunikation und Soziales sowie Einstiegsmöglichkeiten.
Anmeldung bis 24. Februar unter: verwaltung@lossehof.de

Interkommune-Seminar
30. Mai bis 2. Juni (Kassel)

Ihr habt Interesse an Gemeinschaft, könnt euch aber noch nicht so richtig vorstellen, wie das Leben in einer Kommune aussieht? Ihr wollt in eine Gemeinschaft einsteigen oder selbst eine Kommune gründen? Ihr wollt euch informieren über gemeinsame Ökonomie und Entscheidungen im Konsens?Ihr wollt euch mit Menschen austauschen, die in Kommune leben oder auch darüber nachdenken?
Die sechs Kommunen in der Region Kassel laden zu einem langen Wochenende ein, an dem ihr die Gemeinsamkeiten der Gruppen, aber auch ihre unterschiedlichen Schwerpunkte und Herausforderungen kennenlernen könnt. In diesem Jahr sind drei Termine geplant:
30. Mai bis 2. Juni,
Villa Locomuna, Kassel
22. bis 25. August,
gASTWERKe, Escherode
3. bis 6. Oktober,
Gemeinschaft Lebensbogen, Zierenberg
Infos und Anmeldung: www.kommuja.de/iks2019

RECHT AUF WOHNEN

RLS-Cities: Rebellisch.Links.Solidarisch.
28. Februar bis 1. März (Berlin)

Wem gehört die Stadt? Die Wohnen-Konferenz will diese und weitere Fragen kritisch unter der Überschrift RLS-Cities diskutieren. Was ist aktuell eine rebellische, eine linke, eine solidarische Wohnungs-, Mieten- und Stadtentwicklungspolitik? Was sind aktuelle politische Praxen? Und die Schlüsselfrage lautet: »Was kann und will linke Stadt- und Wohnungspolitik?«
Ort: Rosa-Luxemburg-Stiftung, Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin
Info: www.rosalux.de/veranstaltung/es_detail/45Z7B/

SYMPOSIUM

Zwanzig Jahre NATO-Krieg gegen Jugoslawien - hat der Balkan eine Zukunft?
24. März, 13 Uhr (Wien)

Nach wie vor dominiert ein Gut-Böse-Narrativ, in dem sich der Westen die Rolle der für Humanität und Ordnung sorgenden Polizei zuschreibt, während Serbien noch immer der Part des Aggressors zuteil wird. Die Veranstalter*innen wollen im historischen Abstand die offizielle Darstellung auf den Prüfstand stellen: Führten die Nato-Bomben und EU-Protektorate tatsächlich zu einer demokratischen Stabilisierung im ehemaligen Jugoslawien? Haben die Westintegration und der damit einhergehende Wirtschaftsliberalismus Früchte getragen? Und: Funktioniert das Zusammenleben der Nationalitäten heute besser?
Ort: ÖGB-Haus, Johann-Böhm-Platz 1, 1020 Wien
Info: www.solidarwerkstatt.at/termine/eventdetail/615

KINO

Revolution! – Gesellschaft und Politik im Umbruch
28. April – 16 Uhr (Berlin)

Mitten in der parallel zum Bürgerkrieg verlaufenen sozialen Revolution in Spanien drehten Mitglieder der anarchosyndikalistischen CNT/FAI einen Propagandafilm. Der Film zeigt dennoch in sehr eindrucksvoller Weise die Erfolge der Kollektivierungen und die sonstigen Errungenschaften der sozialen Revolution, die wenig später in einem Zweifrontenkrieg mit Moskau-treuen Kommunisten und den faschistischen Truppen Francos vernichtet wurden.
Ort: Lichtblick-Kino, Kastanienallee 77, 10435 Berlin
Anmeldung: vhs@ba-pankow.berlin.de, www.vhspankow.de

SOLIDARÖKONOMIE

Lehrgang in vier Modulen
Mai - November 2019
(Wien - Friesach - Bozen)

Ihr habt eine Idee und überlegt die Gründung einer solidar-ökonomischen Initiative? Es gibt schon einen Betrieb und es besteht Veränderungsbedarf? Sie suchen eine Alternative zum Ein-Personen-Unternehmen? Der Lehrgang startet am 16. Mai 2019.
Info: https://www.ksoe.at/pages/ksoe/unsereangebote/lehrgaenge/soloek

TAGUNG

Maßlose Gerechtigkeit - Konzepte und Erfahrungen
26. Mai bis 2. Juni 2019
(Salencina/Schweiz)

Thema dieser selbstorganisierten Tagung ist die Schwierigkeit, Beiträgen und Teilen auszubalancieren, ohne aufzurechnen. Die Erfahrungen aus solidarisch organisierten Gruppen sollen dabei den Überlegungen zu Recht und Gerechtigkeit in einer post-kapitalistischen Gesellschaft gegenüber gestellt werden. Kontakt bzw. Anmeldung mit einer kurzen Mitteilung, was dein Beitrag sein könnte, bitte an:
imma_harms@gmx.de oder info@salecina.ch

KLEINANZEIGEN

KOOPERATION GESUCHT

Hilfe, ich krieg die Krise als widerständischer Kollateralschaden des bestehenden BRD-Wirtschaftsystems suche ich dringend sinnstiftende Kooperation mit Stadt oder Landprojekt für meine letzte Lebensrunde. Meine »Mitbringsel« sind: eine gut sortierte Feinwerkstatt und Materialpool. Über Jahrzehnte trainiertes handwerkliches Geschick. Auch ideal als Lehrwerkstatt für Jung und Alt, aber auch Reparier-bar fürs Umfeld. Ein interessantes Audio/Video-Archiv zur Unterstützung verschiedener Themenangebot des Projekts. Mein Bestreben, dem Projekt beim Erreichen ihrer Ziele behilflich zu sein. Näheres gern persönlich, Erstkontakt gern über mail:

info@extralinks.de oder info@mausklick-produktion.de

FRAUENKOLLEKTIV SUCHT NATURKOSTFACHFRAU

Bioladen in Berlin/Kreuzberg mit Schwerpunkt Frische sucht zum 1. Juni 2019 tatkräftige Fachfrau zur Verjüngung des Teams (34 Stunden/Woche).

Kontakt: kollektiv-arbeiten@web.de

KOMMUNARD*IN GESUCHT

Unsere politische Kommune (sieben Erwachsende / fünf Kinder) im Wendland sucht Kommunard*in (ab 40 Jahre) der/ die Interesse an Gemeinschaftsleben hat und Verantwortung für Haus und Hof mit übernehmen will.

Kontakt: kv13@systemausfall.org

Kleinanzeigen

Wir bieten Initiativen und Projekten hier Platz für ihre Gesuche und Angebote. Die Kleinanzeigen sind kostenlos. Wir freuen uns über eine Spende! Die Redaktion behält sich eine Auswahl der gesendeten Kleinanzeigen vor. Bitte schickt eure Anzeigentexte an: koordination@contraste.org

IMPRESSUM

Monatszeitung für Selbstorganisation
Erscheint 11 mal im Jahr ISSN 0178-5737

HERAUSGEBER
Contraste, Verein zur Förderung von Selbstverwaltung und Ökologie e.V.

Schönfelderstr. 41A
34121 Kassel

Anfragen: info@contraste.org
Verein: vorstand@contraste.org
Redaktion: redaktion@contraste.org

www.contraste.org

CONTRASTE wird von etwa 20 Redakteur*innen erstellt. Sie schreiben aus Überzeugung und ohne Bezahlung. Die Informationen und Artikel fließen über die Regional-und Fachredaktionen zusammen. Aboverwaltung und Vertriebsvorbereitung und Rechnungsstellung erfolgt über das Contraste-Büro in Kassel.

V.I.S.D.P.: Regine Beyß
Es gilt die Anzeigenpreisliste 2018.

REDAKTIONEN

BERLIN:
Ulrike Kumpe
✉ ulrike.kumpe@contraste.org
BREMEN:
Bernd Hüttner (Rezensionen)
✉ bernd.huettner@contraste.org
ELBSANDSTEINGEBIRGE:
Johannes Dietrich
✉ johannes.dietrich@contraste.org
FREIBURG:
Burghard Flieger (Genossenschaften)
☎ (07 61) 70 90 23
✉ genossenschaften@t-online.de
GÖTTINGEN:
Kai Böhne (Anzeigen)
✉ kai.boehne@contraste.org
HAMBURG:
Hilmar Kunath
☎ (0 40) 39 90 41 96
✉ hh.kunath@web.de
KASSEL:
Regine Beyß
✉ regine.beyss@contraste.org
KÖLN/BONN:
Heinz Weinhausen
☎ (01 70) 58 38 900
✉ heinz.weinhausen@contraste.org
Ariane Dettloff
☎ (02 21) 31 57 83
✉ ariane.dettloff@contraste.org
SPROCKHÖVEL:
Uli Frank
✉ ulifrank@unverdient.de
STUTTGART:
Peter Streiff
☎ (0 71 44) 33 22 56
✉ peter.streiff@netz-bund.de
ÖSTERREICH:
GRAZ:
Brigitte Kratzwald
☎ 0043-699 11 28 65 57
✉ brigitte.kratzwald@commons.at
KLAGENFURT:
Hans Wieser (Termine)
✉ hans.wieser@contraste.org /

HERSTELLUNG

ANZEIGEN
Kai Böhne
✉ anzeigen@contraste.org

ABOVERWALTUNG
Eva Schmitt
✉ abos@contraste.org

BILDREDAKTION
Regine Beyß und Eva Sempere

LAYOUT
Eva Sempere
✉ layout@contraste.org

TERMINE
Hans Wieser
✉ termine@contraste.org

IT-BETREUUNG
Vadim und Steffen, netz.koop eG
https://netz.coop
✉ webmaster@contraste.org

DRUCK
Freiburger Druck GmbH und Co KG

facebook:
Facebook: www.facebook.com/contrastemonatszeitung
Twitter: @conraste_org
Mailingliste: http://lists.contraste.org/sympa/info/contraste-liste

ANZEIGEN